

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **IQ : Quartalsinfo für Uni und ETH Zürich**

Band (Jahr): **14 (2006)**

Heft 53

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

AZB 8001 Zürich

Zentralbibliothek Zürich
Frau Dorothea Krüger
Zähringerplatz 6
8001 Zürich



Quartalsinfo für Uni und ETH

1. Bund

CS-Award: Studis reden mit
Der StuRa erstreitet
Mitspracherecht der Studierenden.
→Seite 3

bQm: Todeskampf
Verbote machen
der beliebten Studibeiz den Garaus.
→Seite 3

Bachelor: Erste Abschlüsse
Nun kritisieren
auch Dozierende das Bologna-System.
→Seite 6

2. Bund

Bildband: Balkan-Raser
Ein Schweizer mit der Leica
auf dem Balkan der 30er-Jahre.
→ Seite 11

Fett: Praktikantengehalt
«Facts»-Volontärin mit viel
Lohn und reichen Erfahrungen
→ Seite 12

UNI-STANDORT ZÜRICH NORD

Der sinnlose Stundenplan

Die Hälfte der Studierenden muss zwischen den drei Standorten der Universität Zürich pendeln. Die Stundenplanänderung mit Pendelfenstern morgens und nachmittags entpuppt sich als Schlag ins Wasser. Die grosse Masse verschiebt sich über Mittag von Institut zu Institut. Ein Bericht von der Pendelfront.

Von Nina Schneider

Wie jeden Mittwoch schliesst Professor Daniel Weiss im Hörsaal an der Gloriastrasse 37/39 den Laptop an, legt die Folien für seine Vorlesung «Die Slawen» bereit und bespricht sich kurz mit seinen Assistentinnen. Als er pünktlich um 14 Uhr das Wort an die Studierenden richtet, ist ihm bewusst, dass in den nächsten Minuten zwanzig zu spät kommende Studierende die Konzentration aller Anwesenden stören werden. Viele seiner Kollegen kennen die Situation.

Die Wanderstudenten

Rund 10 000 Studierende, fast die Hälfte der gesamten Studierendenschaft, müssen für den Besuch von Vorlesungen zwischen den Standorten Zentrum, Irchel und Oerlikon pendeln. Dazu kommen verschiedene Dozierende, die ihre Veranstaltungen ebenfalls an verschiedenen Orten abhalten. Die Institute Soziologie, Informatik, Ethnologie, Publizistik, Psychologie und Computerlinguistik befinden sich spätestens seit diesem Semester an der Andreasstrasse und an der Binzmühlestrasse in Oerlikon; Zentrum und Irchel platzen zuvor aus allen Nähten.

Schon immer pendeln mussten Studierende, die Veranstaltungen sowohl im Zentrum als auch am Irchel besuchten. Neu müssen viele zusätzlich zwischen Ir-

chel und Oerlikon pendeln. Die Fahrt zwischen Zentrum und Oerlikon dauert – mit öffentlichen Verkehrsmitteln – eine halbe Stunde. Zwanzig Minuten braucht man für die Strecken Zentrum-Irchel und Oerlikon-Irchel. Sobald Veranstaltungen in einem Nebengebäude stattfinden, verlängert sich der Gebäudewechsel entsprechend.

Mittagspause ade

Seit diesem Semester ist der Stundenplan mit zwei halbstündigen Pendelfenstern um 10 und 16 Uhr in Kraft. Die restlichen Pausen, auch diejenige mittags, dauern weiterhin fünfzehn Minuten: Für Gebäudewechsel viel zu kurz. Dass über Mittag keine Pendelpausen eingeführt wurden, begründete die Universitätsleitung damit, dass die Studierenden mittags mehrheitlich eine zweistündige Pause hätten. Klaus Dittrich, Vorsteher des Instituts für Informatik, hat kein Gehör für dieses Argument: «Diese Aussage ist schlicht Nonsense: Wie ein einfacher Blick in den Stundenplan zeigt, gibt es bei uns täglich Lehrveranstaltungen auch von 12 bis 14 Uhr und daher für viele Studis keine lange Mittagspause».

Vor dem Entscheid der Universitätsleitung gab es bereits einen Vorschlag seitens der Taskforce Oerlikon, welche den Umzug nach Oerlikon vorbereitete (sie-



Ein Pendel-Student auf dem Weg vom Zentrum nach Oerlikon.

(Bild: thi.)

he Kasten Seite 2). Diesem Vorschlag mit vier halbstündigen Pausen folgte die Universitätsleitung nicht. Rektor Hans Wegler führte seinerzeit die Begründung ins Feld, dass die Mehrheit der Studierenden nicht pendeln müsse: «Wir sollten mit zwei Pendelfenstern beginnen, damit die Studierenden anderer Richtungen nicht Pausen verordnet bekommen, die sie nicht wollen.»

Nichtpendler genervt

Die nicht betroffenen Studierenden wurden nie dazu befragt. Immerhin hatten sich der Studierendenrat und die Fachschaften wiederholt für eine vollumfäng-

liche Solidarisierung mit den Betroffenen ausgesprochen.

Seit bald zwei Monaten gilt nun die neue Regelung mit zwei Pendelfenstern. Viele Studierende, die nicht pendeln müssen, fragen sich, was die komischen Anfangszeiten sollen. «Ich weiss jetzt noch nicht, wann meine Stunden anfangen», sagt Lejla Rechsteiner, Studentin der Osteuropäischen Geschichte. Bei ihr an der Zimmertür hängt ein Zettel mit den neuen Anfangszeiten, damit sie nicht zu spät kommt.

Pendler genervt

Für die Pendler und Pendlerinnen hat

DAS LIEBE GELD

Löhne an der Uni



Über Geld redet man nicht. Das ist an den Hochschulen nicht anders als sonstwo. Sicher ist: An der Universität und der ETH Zürich verdient keiner soviel, dass er sich für seinen Lohn schämen müsste. Wie wenig gewisse Dozenten verdienen, ist erstaunlich. Es gibt aber auch akademische Grossverdiener, die sich ihre regulären Löhne mit gut bezahlten Nebenbeschäftigungen aufbessern. Der Medizinerberuf eröffnet in dieser Hinsicht die besten Möglichkeiten. Nichtmediziner werden bevorzugt Stiftungs- oder Verwaltungsrat. Die Finanzschwächsten sind und bleiben die Studierenden. Deren Goldcard ist die Legi. Wer die Rabattmöglichkeiten eines Studierendenausweises ausschöpft, spart über kurz oder lang ein Vermögen.

→Seiten 9 bis 13

sich wenig geändert: «Dieser blöde Bus bringt mir überhaupt nichts, wann fährt der schon», sagt Simon Schlegel, Ethnologiestudent. Er muss um 12 und 14 Uhr pendeln. Bisher hatte er davon profitiert, dass gewisse Vorlesungen als Block gehalten wurden und deshalb genug Zeit blieb, nach Oerlikon zu fahren. Neuerdings beginnt die nächste Vorlesung aber bereits Punkt 14 Uhr, weshalb er entweder früher gehen muss, oder eben zu spät kommt.

Dozierende pendeln mit dem Auto

Auch Anais Hofmann, mit Soziologie im Hauptfach, sieht den Sinn der Änderungen nicht ein: «Es ist mir unbegreiflich, weshalb es keine Pendelbusse um 12 Uhr beziehungsweise 14 Uhr gibt, ich denke nicht, dass um 10 Uhr der grosse Haufen pendelt.»

Tatsächlich muss die grosse Masse vor allem mittags pendeln. Ulrike Ehler, Vorsteherin des Psychologischen Instituts, votiert für ein weiteres Pendelfenster um Zwölf. «Ich halte meine Vorlesungen inzwischen ohne Pause ab und

Wie gefällt dir das Pendeln?



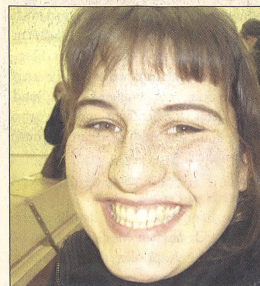
Jürg Kühnis (Psychologie)

«Wer pendeln muss, kommt zu spät, das ist einfach so. Mit dem Pendelbus schaff ich es gerade noch rechtzeitig ins Zimmer beim Grossmünster, dann muss ich von da früher gehen, um wieder rechtzeitig in Oerlikon zu sein.»



Diego Cardenal (Psychologie)

«Immerhin gibts einen Bus, der ist aber nie ausgelastet. Es sollte besser einen um 12 Uhr geben. Ich hab dieses Semester gewisse Nebenfächer auf Eis gelegt, damit ich so wenig wie möglich pendeln muss.»



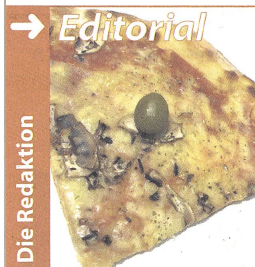
Madlaina Lippuner (Slawistik)

«Es ist bedauerlich, dass ich früher aus dem Russischunterricht gehen muss, um wenigstens eine Veranstaltung in Biologie vollständig miterleben zu können. Die Stundenplanänderung ist in dieser Form ein ziemlicher Bullshit.»



Caroline Thüli (Psychologie)

«Es braucht auch einen Bus um 12 und 14 Uhr. Auf die Pausen zwischen den Veranstaltungen darf nicht verzichtet werden. Es wäre natürlich angenehmer, wenn alle Veranstaltungen eines Faches an einem Ort wären.» (nis.)



Die Redaktion

Pizza-Tagi

Ein iQ zu produzieren ist nicht nur ein Zuckerschlecken, sondern auch eine unsägliche Pizzafresserei. Vier Tage Fast Food lautet die Devise, weil am Wochenende das Schlemmerlokal von A.K. aus Z. geschlossen bleibt. Die grosse Prosciutto-Funghi vom Dieci für 28 Franken ist nicht zu empfehlen. Sie ist irgendwie pampig. Die scharfe Piccante ist Geschmackssache: It's strong, are you? Nebst den Geschmacksrezeptoren werden auch die Portemonnaies der Redaktion strapaziert. 200 Franken kostet so ein Delivery-Wochenende. Pro Person, versteht sich. Und wir sind sechs. Derweil begibt sich die «Tages-Anzeiger»-Redaktion in ihrer Kantine auf kulinarische Höhenflüge und schreibt hernach genüsslich von uns ab. Jetzt ist Schluss! Fertig Pizzafresserei! Fertig Selberarbeiten! Wir werden demnächst beim Tagi vorstellig und verlangen, unverzüglich eingestellt zu werden. Ansonsten werden wir mit dem iQ weitermachen.

Impressum

iQ – Quartalsinfo für die Studierenden von Uni und ETH Zürich. Erscheint vierteljährlich, 13. Jahrgang, Auflage 30 000.

Ausgabe Nr. 53 vom 18. Dezember 2006

Herausgeber: medienverein zs (mvzs)
AIESEC Zürich, Fachverein Geschichte, Fachverein Mathematik, Fachverein Medizin, Fachverein Pädagogik, Fachverein Politikwissenschaft (polit), Fachverein Psychologie (FAPS), Fachverein Theologie, GermanistInnen Fachschaft (GIFT), ROSA – Zeitschrift für Geschlechterforschung, Students.ch, Umwelt- und Forstfachverein ETH Zürich (ufo), Verband Schweizerischer StudentInnenenschaft (VSS), Vereinigung Akademischer Mittelbau der Universität Zürich (VAUZ), zar & heftig

Redaktion: iQ, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Telefon: 044 261 05 54
E-Mail: iq@mvzs.unizh.ch

Chefredaktor: Lukas Mäder (mdr)/Blattmacher:
Maurice Thiriet (thi)/Recherchleiter: Joel Bedetti (bj)/Nachrichten: Ajuni Burk (aju)/Reportage: Vanessa Georgoulas (van.)/Bildredaktion: Andreas Teuschler (tsr)/Volontariat: Nina Schneider (nis.)

Verlag: medienverein zs, Zürich

Mitarbeiter Text: Katja Balgner, Patricia Baumgartner, Christian Hänggi, Jenny Keller, Ylva Linn Lillegren, Magaly Tornay

Mitarbeiter Bild: Patricia Baumgartner, Alessandro Della Bella, Cyril Berger, Lee Emmett

Korrektorat: Ylva Linn Lillegren, Vanessa Simili

Druck: NZZ Print, Zürich.

Geschäftsleitung:
Steven Goodman
Telefon: 044 261 05 54
Dienstags: 14-16 Uhr
E-Mail: admin@mvzs.unizh.ch

Inserate:
Peter Kramberger
Telefon: 044 261 05 54
Montag und Donnerstag: 13-17 Uhr
E-Mail: inserate@mvzs.unizh.ch

Nachdruck von Texten oder Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion gestattet. Ungefragt eingesandene Meldungen jeder Art sind erwünscht.

Fortsetzung von → Seite 1

hört etwas früher auf, damit die Studierenden zwischen 11.43 und 12.15 Uhr mit den öffentlichen Verkehrsmitteln pendeln können.» Auch andere Dozierende täten das, anders funktioniere der ganze Lehrbetrieb nicht. Ehlert und andere Dozierende des Psychologischen Instituts müssen selber fast täglich pendeln. Weil der Pendelbus zu unflexibel sei, fahre sie mit dem Auto, was leider unökologisch und teuer sei. «Vielleicht klappt es ab dem Frühjahr mit dem Fahrrad», fügt sie hinzu. Ob dies zeitlich reicht, ist noch ungewiss.

Studium verzögert

Wiederholt wurde der Vorwurf laut, die Studiendauer würde sich verlängern, weil gewisse Vorlesungen nicht besucht werden könnten. «Manche Studierende wählen bestimmte Veranstaltungen nicht, da sie diese mangels Pendelfenster nicht erreichen können», sagt Dittrich.

Die Taskforce Oerlikon

Die Taskforce Oerlikon wurde eingesetzt, den Umzug der Institute Psychologie und Informatik nach Oerlikon zu planen. Vertreten waren betroffene Studierende, Professoren, das technische administrative Personal und die Universitätsleitung. Geleitet hat die Taskforce der stellvertretende Leiter der Rektoratsdienste, Markus Schaad.

Die Taskforce besprach die Anliegen der Institute und Studierenden. Zum Hauptproblem des Pendelns erarbeitete sie einen konkreten Vorschlag. Dieser Vorschlag sah je ein Pendelfenster

Ob sich dadurch das Studium verlängert, mag er nicht beurteilen, kann es aber auch nicht verneinen: «Auf jeden Fall müssen eigene Vorlieben hinten gestellt werden bei der Auswahl der Veranstaltungen.»

Gescheiterte Umfrage

Bereits Ende November hätte eine Umfrage unter allen Studierenden durchgeführt werden sollen, um zu evaluieren, welchen Stundenplan die Studierenden bevorzugen. Diese Umfrage wurde von den Fachvereinen initiiert und wäre unter der Leitung des StuRa durchgeführt worden. Mittlerweile wurde sie aber auf unbestimmte Zeit verschoben.

Gross ist der Frust bei den Vertretern der Fachvereine, die sich stark engagiert hatten. «Ich bin sehr enttäuscht», sagt Pierre Bachmann vom Fachverein Psychologie. «Dass die Umfrage mehrmals verschoben wurde, brachte bei mir das Fass zum Überlaufen.» Seine Unzufriedenheit gilt dem ganzen Verlauf der Pen-

ster um 10, 12, 14 und 16 Uhr sowie einen Pendelbus vor, der zwischen Zentrum und Oerlikon verkehren sollte.

Vor kurzem wurde Bilanz gezogen, die weitere Arbeit aber vorerst eingestellt. Ob seitens der Institute ein Weiterführen der Taskforce gefordert wird, ist unklar. Die Fachvereinsvertreter Tom Rüegg (Informatik) und Pierre Bachmann (Psychologie) sehen den Sinn der Taskforce nicht mehr ein. «Ich bin nicht mehr bereit, Gratisarbeit zu leisten, die dann zu nichts führt», sagt Tom Rüegg. (nis.)

delgeschichte. «Fast täglich kommen Studierende zu mir und beklagen sich über die jetzige Situation. Sie sind froh, dass es wenigstens zwei Pendelbusse gibt. Wieso es aber um 10 und 16 Uhr statt um 12 und 14 Uhr einen Bus gibt, bleibt uns mehr als schleierhaft.»

Fachvereine sauer

Die zum Pendeln verdorrten Studierenden fühlen sich im Regen stehen gelassen. Wenn die Universität drei gleichberechtigte Standorte propagiere, müssten auch die Rahmenbedingungen dafür geschaffen werden, so Bachmann. «Die Institute und die Dozierenden machen, was sie wollen, es müssten aber alle zusammen am gleichen Strick ziehen», sagt Tom Rüegg vom Fachverein Informatik.

Laut Markus Schaad von den Rektoratsdiensten muss sich das Ganze erst einmal einspielen. «Es gibt einzelne Dozierende und Studierende, die ihre Unzufriedenheit geäussert haben. Als Hauptproblem

sieht man das fehlende Pendelfenster um 12 Uhr.»

Die Universitätsleitung versprach nach dem Entscheid der Stundenplanänderung, diese nach einem Jahr zu evaluieren und Verbesserungsvorschläge umzusetzen. Man wisse allerdings noch nicht, wie diese Evaluation durchzuführen sei, erklärt Schaad. «Man müsste die Normstundenpläne aller Studierenden kennen, um eine gültige Aussage machen zu können.» Wie man auf andere Weise zu einem solchen Ergebnis kommen kann, ist noch Gegenstand der Prüfung.

Es ist demnach nicht mit einer baldigen Änderung des Stundenplans zu rechnen. Ulrike Ehlert wird noch etliche Male mit dem Auto pendeln und Daniel Weiss sich noch etliche Male mit seinen Assistentinnen besprechen, die Vorlesung beginnen, nach fünf Minuten das erste Mal unterbrochen werden und seinen Ärger still hinunterschlucken müssen.

Auslastung der Pendelbusse

Die Pendelbusse sind sehr unterschiedlich ausgelastet, nie voll. Zur Zeit wird bei jeder Fahrt gezählt, wie viele Passagiere mitfahren. Eine erste provisorische Auswertung dieser Zählungen zeigte keine grossen Überraschungen, wie Markus Schaad, stellvertretender Leiter der Rektoratsdienste, ausführte: «Die Auslastung entspricht in etwa der Verteilung der Veranstaltungen auf die Woche.» So seien die Busse am Montag und am Freitag kaum besetzt, die restlichen Tage aber recht gut ausgelastet. Wahrscheinlich würde nur die alte For-

derung an die Dozierenden, Veranstaltungen auch montags und freitags abzuhalten, hier eine Änderung bringen.

Klaus Dittrich hält von der Zählung der Passagiere in den Bussen wenig: «Nicht existierende Dinge kann man nicht zählen.» Wenn die Studierenden die Busse nicht benutzen könnten, könne auch nicht gesagt werden, wie viele Studierende den Pendelbus wirklich in Anspruch nehmen würden.

Diese Frage muss wohl im Rahmen der Evaluation zur Sprache kommen. (nis.)

ÄRGER IM WEB 2.0

Nazi-Allüren, Net-Stalker und Analsex

Die Gründer der Plattform StudiVZ stellen Voyeur-Filmchen ins Netz, belästigen ihre Userinnen und laden mit einer Kopie des Nazi-Kampfblasses «Völkischer Beobachter» zu Party. Eine Million User, darunter 10 000 aus der Schweiz, werden die Fliegel demnächst zu Multimillionären machen. Von Maurice Thiriet

Die Online-Plattform StudiVZ des HSG-Abgängers Ehsan Dariani (26) musste Ende November während Tagen abgeschaltet werden. «Ganz grosses Kompliment an StudiVZ... Ihr habt die schlechteste Internetseite inne!!!». So und ähnlich lauteten die gegen 2500 (!) Kommentare, die User der grössten europäischen StudiVZ-Plattform Anfang Dezember auf dem Blog der StudiVZ-Betreiber hinterlassen haben. Der Grund für die Boshaftigkeiten: Blogger «Don Alphonso» hat StudiVZ in die Knie gezwungen. Er hatte Ende November aufgedeckt, dass die privaten Daten der User mit einfachen Tricks von jedermann eingesehen werden konnten.

Massenstalking

Diese Sicherheitslücken mussten in einer einwöchigen Aktion behoben werden. Während dieser Zeit war die ganze Plattform offline und hunderttausende StudiVZ-Nutzer von ihrem virtuellen Freundeskreis abgeschnitten. Die Berliner Betreiber der Plattform um Dariani haben sich mit ihrer laschen Datenschutzpolitik einen Bärenstreich erwiesen. Eine Member-Group von rund 700 männlichen StudiVZ-Usern hatte sich zusammengeslossen, um private Fotoalben weiblicher User im Verzeichnis zusammenzulegen, deren Daten mit Namen und Wohnadressen ins Netz zu stellen und monatliche Miss-StudiVZ-Wahlen abzuhalten. Mit einfachen Manipulationen in den URLs gelangten die Pic-Spione in die privaten Bereiche der Accounts der Studentinnen. Die Mitglieder der Gruppe verabredeten sich zum virtuellen Stalking. Besonders die Gewinnerin der Miss-Wahlen vom Oktober sollte mit

Aufmerksamkeit bedacht werden: «Wenn dann eine Siegerin gewählt ist, könnten wir alle gleichzeitig gruscheln. Was meint ihr, was die verdeckt kuckt, wenn die von 15 Typen innerhalb von zehn Minuten gegruschelt wird, vor allem weil die nix von dem Voting weiss», schlug ein Mitglied der Gruppe vor. Als «Gruscheln» wird auf StudiVZ das Verschicken von virtuellen Grüßen mit Flirtunterton bezeichnet.

Ungemütliche Situation

Als Beschwerden über die Gruppe bei den StudiVZ-Betreibern eingingen, mahnte ein Mitarbeiter den Leiter der Gruppe zu mehr Diskretion und teilte ihm mit: «Einer der StudiVZ-Gründer (Michael B.) hätte übrigens gerne eine Einladung für die Gruppe... – ich würd mich dann da auch anschliessen.» Nachdem diese Mail Ende November auf blogbar.de zusammen mit einer detaillierten Beschreibung der Stalker-Gruppe und deren Tun veröffentlicht worden war, wurde es für das StudiVZ-Team definitiv ungemütlich.

Ungute Nazi-Parodie

Bereits zuvor waren nebst den Bloggern auch die klassischen Medien auf StudiVZ und die Kapriolen derer Gründer aufmerksam geworden. Spiegel Online, die Netzeitung, Heise.de und das ZDF beschäftigten sich schon im Juli mit dem Gebären Darianis, der von 2001 bis 2005 an der Hochschule St. Gallen immatrikuliert war. Dieser hatte als Einladung zu seinem 26. Geburtstag die Frontseite des «Völkischen Beobachters» vom 20. April 1945 modifiziert und unter voelkischer-beobachter.de aufs Netz



Eine geschmacklose Einladung zu einer Geburtstagsparty.

(Bild: Blogbar.de)

gestellt. Was für den 26. Geburtstag von Adolf Hitler gut war, sollte auch für Dariani gut genug sein. Die Hinweise, dass Jazz und Rap auf der Party verboten seien, rechtfertigte er im Nachhinein als Satire. Dariani fiel zuvor auch mit Voyeur-Filmchen von Damentoiletten und U-Bahn-Fahrten auf, die er in seinem eigenen StudiVZ-Account online gestellt hatte. Der rasante Aufstieg von StudiVZ hat Dariani und seine Gründerfreunde aus der Studenten-WG kalt erwirkt.

Verärgerte Investoren

Die gesellschaftliche und wirtschaftliche Relevanz ihres Internet-Startups unterstühend, benahmen sie sich weiter genauso arglos wie ihre Studienkollegen. Dass mittlerweile mehrere Investmentfirmen, darunter eine Unterabteilung des Holtzbrinck-Verlags («Die Zeit», «Handelsblatt») und die Gründer von Jamba, nach dem Einschliessen von Millionenbeträgen auch noch was an StudiVZ verdienen wollen, ist Dariani und seinen Freunden nun klar geworden. Dariani ist

für die Medien nicht mehr zu sprechen. Seine Entschuldigungen für sein Fehlverhalten sind von den Investoren zurückgezogen und im Sinne der Schadensbegrenzung von PR-Profis neu formuliert worden.

Der System-Shutdown kommt ihm dümmsten Augenblick. Gerüchten zufolge sollen sich die StudiVZ-Verantwortlichen in Verhandlungen über einen Verkauf ihrer Plattform an ihr amerikanisches Vorbild Facebook befinden. Es geht um eine höhere zweistellige Millionen-Summe. «Don Alphonso» ist entschlossen, den Verkauf der Plattform zu vereiteln. Zwei Tage nach der Wiedererschaltung von StudiVZ gelang es ihm erneut, die Aktivitäten eines StudiVZ-Stalkers über mehrere Tage zu dokumentieren. Dank «Don Alphonso», und weil der Datenschutz bei StudiVZ immer noch zu wünschen übrig lässt, weiss nun jeder Interessierte, dass sich ein Mitglied der besagten Stalker-Gruppe fragt, ob es bisexuell sei, weil es sich Analsex mit einer Frau wünscht.

PREIS FÜR DIE BESTE LEHRE

Wer wird der erste Superdozent?

Die Credit Suisse finanziert allen Schweizer Universitäten einen Preis für die beste Lehre. In Zürich hat der Studierendenrat erreicht, dass der Preisträger auch wirklich von Studierenden gewählt wird.

Von Lukas Mäder



Möge der bessere gewinnen: Die Lehrqualität ist Trumpf. (Bild: solarseven)

Die Jubiläumsstiftung der Credit Suisse (CS) hat anlässlich ihres diesjährigen 150-Jahr-Jubiläums einen Preis für die beste Lehre, den CS Award for Best Teaching, lanciert. Er wird an allen Schweizer Universitäten sowie der ETH Zürich und EPF Lausanne verliehen. Der Award ist mit 10 000 Franken dotiert und wird einmal im Jahr verliehen. Die ersten Ehrungen fanden bereits statt. An der ETH Zürich erhielt vor knapp einem Monat Prof. Michael Struwe vom Departement Mathematik den Preis.

Hans-Ulrich Doerig, Verwaltungsratsmitglied der CS sowie Mitglied des Universitätsrats, sei Spiritus rector des Preises gewesen, sagt Michael Hess, Verantwortlicher des Projekts bei der CS. «Wir wollten einen Schwerpunkt setzen im Bereich Ausbildung und bewusst die Qualität der Lehre fördern», sagt Hess zur Idee der Honoration.

Studierende verweigerten Mitarbeit Die Universität Zürich erhielt im letzten Februar das Angebot der Jubiläumsstif-

fung. Die Bedingungen sei nicht verhandelbar gewesen, sagt Andreas Fischer, Prorektor Lehre und designierter Rektor. Die Universität nahm an. «Einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul», sagt Fischer. Ein erster Vorschlag für das Wahlverfahren sah eine fünfköpfige Jury mit einem studentischen Vertreter vor. Die Universitätsleitung hätte schliesslich aus einem Dreiervorschlag der Jury den Preisträger endgültig bestimmt. Doch der Studierendenrat (StuRa), der Ende Oktober über den Vorschlag beriet, lehnte ab. Man wolle sich nicht an einem Auswahlverfahren beteiligen, an dem die Studierenden nur pro forma beteiligt sind, war der Grundton der Gegner.

Dieser Entscheid kam für die Universitätsleitung überraschend und löste in der zuständigen Lehrkommission auch Unverständnis aus, wie Gian Autenrieth, StuRa-Präsident, an der letzten StuRa-Sitzung sagte. Deshalb bemühte sich Fischer persönlich an die letzte StuRa-Sitzung vom 29. November. Er warb nochmals für eine StuRa-Beteiligung an der Wahl des Preisträgers und präsentierte dabei auch ein neues Wahlverfahren: Nun sollen drei der fünf Kommissionsmitglieder Studierende sein, und die Universitätsleitung erhält noch einen Einervorschlag zur Bestätigung.

Zwar fand sich nun eine Mehrheit bei den Mitgliedern des studentischen Parlaments. Doch geschlossen stellt sich der Rat nicht hinter das Projekt. Die Universität Zürich habe sich zu billig verkauft, meinte etwa Andres Petralli, Mitglied des StuRa-Büros. Hess begründet dies mit der Gleichbehandlung aller

Schweizer Hochschulen. «Es geht darum, das Engagement der jeweiligen Lehrperson auszuzeichnen - und nicht die Institution», sagt er.

Kritiker wollen keine Werbepattform Der Grossteil der Gegenstimmen kam von der kriPo-Fraktion. Stefan Fischer findet nicht nur die englische Bezeichnung lächerlich, sondern kritisiert auch den Betrag von 10 000 Franken als unangemessen: «Die CS erhält mit dem Preis eine Werbepattform, ohne dafür eine adäquate Gegenleistung zu bringen.» Hess von der CS betont, dass es sich nicht um Sponsoring oder Werbung handelt. Der Preis sei Teil eines umfassenden und traditionellen Engagements der Jubiläumsstiftung. «Die Stiftung nimmt in zahlreichen Bereichen gesellschaftliche Verantwortung wahr», sagt Hess. Nüchtern beurteilt Prorektor Fischer diesen Punkt. Er sehe das Problem, dass eine Privatfirma eine Bühne erhält, sagte er an der letzten Ratsitzung. Doch die Uni sei auf Drittmittel angewiesen, seien es öffentliche - Fischer nannte sie «unschuldige» - oder private.

Mit der Zustimmung der Studierenden wird nun am Dies academicus im kommenden April erstmals an der Universität Zürich der Preis für die beste Lehre der CS verliehen. Nach Meinung von Prorektor Fischer soll der fremdfinanzierte Preis nicht der einzige bleiben. Er will an der Universität weitere Anerkennungen einführen. «Ich persönlich denke, dass solche Preise nicht unbedingt mit einem Preisgeld verbunden sein müssen. Es geht um die Anerkennung.» Konkrete Pläne gibt es aber noch keine.

Kommentar

Das studentische Parlament, der StuRa, hat beim CS-Preis einen Erfolg errungen. Es ist ihm gelungen, mit seiner Ablehnung des anfänglich vorgeschlagenen Wahlverfahrens, das die Studierenden nur in unbedeutender Weise beteiligt hätte, die Universitätsleitung dazu zu bringen, den Studierenden ein echtes Mitspracherecht einzuräumen. Die klare Haltung hat sich gelohnt.

Trotzdem hat der StuRa ein Problem. Die Beteiligung bei den jährlichen Wahlen liegt jeweils unter zehn Prozent. Die Studierenden interessieren sich nicht für studentische Politik. Dieses Phänomen mit Politikverdrossenheit zu erklären, ist nicht überzeugend. Die Studierenden wissen nicht, wer der StuRa ist, was er macht und warum seine Arbeit für sie von Nutzen sein kann. An dieser Misere sind auch das studentische Parlament selbst sowie das StuRa-Büro schuld.

Das StuRa-Büro muss eine wirkliche Exekutive der Studierendenvertretung werden, die eine eigenständige Politik vertritt. Der StuRa muss zu Themen, die Studierende betreffen, eine klare Haltung beziehen. Wie er das beim CS-Preis getan hat. Und er muss - das ist vielleicht das Wichtigste - diese Positionen öffentlich machen. Dies setzt eine professionalisierte Medienarbeit voraus. Und das wird mit der beschlossenen Verkleinerung des StuRa-Büros auf fünf Personen nicht einfacher.

Lukas Mäder

ETH-VERBOTE SCHADEN STUDIBEIZ

Es wird ungemütlich fürs bQm

Harte Zeiten für die Studibeiz bQm. Verbote und Einschränkungen der ETH-Schulleitung vertreiben Kundschaft und Umsatz. Verbessert sich die Situation nicht bald, muss das Lokal schliessen.

Von Ylva Linn Liljegren

An einem Dienstagmorgen im Winter lässt es sich im bQm gut aushalten. Kaffee, angenehme Musik und warmes Licht machen das Lokal zu einem perfekten Ort, um der schnell dunkler werdenden Aussenwelt zu entfliehen.

Das bQm, einst geliebtes Studicafé an der Polyterrasse, ist dem Untergang geweiht. Ein Konzert- und Rauchverbot sowie die reduzierten Öffnungszeiten haben das Lokal in Mitleidenschaft gezogen. Partygänger kommen mittlerweile selten auf einen Abstecker vorbei, denn wer will schon nach dem ersten Bier um 22 Uhr wieder vor die Tür gesetzt werden?

Chronologie der Einschränkungen

Restaurant-Manager Patrick Hunkeler erzählt, wie es zu den Einschränkungen kam: «Das Party- und Konzertverbot besteht seit Mitte Januar 2006 und war die Folge eines Auftritts von Fernando von Arp, einem ehemaligen Mitglied von Krokus. Das war in der Tat ein ziemlich lautes Konzert. Wir hatten natürlich schon früher Reklamationen, aber das war der berühmte Tropfen, der das Fass zum Überlaufen gebracht hat.»

In der Vergangenheit riefen die Nachbarn einige Male die Polizei, die es bei ihren Besuchen aber nicht für notwendig hielt, die jeweiligen Veranstaltungen frühzeitig zu beenden. Die verärgerten Anwohner lernten daraus, sich direkt an die Schulleitung zu wenden. Mit Erfolg: Nach dem oben erwähnten Konzert hat die ETH für das bQm ein Konzert- und Partyverbot ausgesprochen.

Die eingeschränkten Öffnungszeiten kamen später, als ein schöner Apriltag

die Terrasse füllte und die Gäste mit dem ersten Freiluftbier einen Vorgeschmack auf den Sommer genossen. Nach einer ruhigen Zeit infolge des Partyverbots und der Semesterferien war es im bQm wieder einmal richtig voll. Und die Reklamationen fingen wieder an. «Wir hatten es schon vermutet», sagt Patrick Hunkeler. «Es waren sehr viele Leute, es war einer der Abende mit dem grössten Umsatz. Die Nachbarn beschwerten sich bei der Schulleitung. Am darauffolgenden Montag kam die neueste Verfügung: um 22 Uhr schliessen. Das war ein Entscheid der ETH, kein polizeilicher oder stadtbehördlicher.»

Statt wie früher zwei Konzerte pro Woche gibt es nun alle zwei bis drei Wochen Veranstaltungen, die nicht allzu viel Lärm produzieren. Neben Lesungen sind ein Casino-Abend geplant sowie ein Poetry Slam.

Ausgeraucht

Zu den obengenannten Auflagen kam im Oktober das vollständige Rauchverbot, das aus dem bQm, wo man früher ab 18 Uhr rauchen konnte, eine strikte Nichtraucherzone machte. Des einen Freud, des andern Leid: Frühere Gästefragen ergaben, dass viele sich auch am Abend ein rauchfreies bQm gewünscht hatten. Das Café-Team vermutet, dass sich Raucher und Nichtraucher die Waage halten, wobei sich einige frühere Stammgäste nicht mehr blicken lassen. Auf der Terrasse kann man weiterhin rauchend das schöne Zürcher Panorama geniessen.

Für das Party- und Konzertverbot sowie die neue Sperrstunde ist Bernhard



Grosse Party und ruhiges Café: Das bqm vor (links) und nach (rechts) den ETH-Verboten.



(Bild: Cyril Berger/thi.)

Pellascio, Leiter der Abteilung für Sicherheit, Gesundheit und Umwelt der ETH, verantwortlich. Eine baldige Änderung der Auflagen ist seiner Meinung nach nicht abzusehen, solange sich die Gäste nicht wirklich zur Ruhe auffordern lassen beziehungsweise die Lärmmissionen nicht beweisbar reduziert werden können. Dies zu erreichen, wäre in jedem Fall mit finanziellem und personellem Aufwand verbunden. Infolge der Klagen durchgeführte Messungen ergaben, dass der Lärm aus dem bQm die festgelegten Grenzwerte überschreitet.

Türsteher fürs bQm?

Es gibt Vorschläge für bauliche Massnahmen wie eine neue Lüftung, Betonisolierung und neue Fenster. Die Kosten liegen allerdings bei mehreren hunderttausend Franken, und im Moment ist kein Geld da. Hinzu kommt, dass die zu erwartende Lärmreduktion auf Schätzungen beruht, sich also erst im Nachhinein überprüfen lässt. Das ist Pellascio

zu unsicher. Ausserdem, so der Sicherheitschef, nützen Schallschutzfenster und -türen nur etwas, wenn sie auch geschlossen bleiben. Das müsste unter Umständen zusätzliches Personal, also Türsteher, sicherstellen. Ein spätabendliches Terrassenverbot liesse sich weiterhin nicht vermeiden.

In einem anderen Szenario würde das bQm von seiner schönen, aber gleichzeitig sehr exponierten Lage wegziehen. Keine sehr attraktive Option, gibt Bernhard Pellascio zu, und vor allem: wohin? Auf Anbieten findet sich kein geeigneter freier Ort. «Das bQm ist für die ETH sehr wichtig. Sie will dort studentisches Leben leben lassen. Aber so lange sich der Lärm nicht sicher verringern lässt, bleibt es, wie es ist.»

Es geht bergab

Die Veränderungen machen sich seit dem Beginn des Wintersemesters bemerkbar. Die gute Atmosphäre, die früher im bQm herrschte, ist verloren gegangen, die An-

zahl der Gäste ist deutlich gesunken und die Umsätze mit ihr. Dadurch musste auch ein Viertel der Belegschaft entlassen werden. Die verbliebenen Angestellten werden in die Rolle des Rausschmeissers gedrängt, indem sie jeden Abend zwanzig bis dreissig Gästen den Hahn abdrücken und sie aus dem Lokal weisen müssen.

Patrick Hunkeler und seine Mitarbeitenden hoffen auf eine einvernehmliche Lösung. «Wir bleiben dran. Es braucht einfach Zeit und Überzeugungskraft. Die Diskussion geht weiter. Sie wurde uns von der ETH auch nie verweigert. Der Verband der Studierenden an der ETH hatte die Zusicherung bekommen, dass im Januar noch mal darüber gesprochen wird. Das Ziel ist, dass wir eine Lösung finden, hinter der alle stehen können - die ETH, die Nachbarn und wir.» Sollte sich längerfristig nichts tun, sieht er aber schwarz: «Ich denke, wenn es so weitergeht, wenn es keine Korrektur gibt, ist das bQm innerhalb eines Jahres tot.»

Masters

Excel in an international and personalized learning environment



Communication

Media Management
Communication Technologies
Communication for Cultural Heritage*
Education and Training
Institutional Communication

Economics

Finance*
Management*
Economics, Institutions, Public Policies

Architecture

Architecture

Communication and Economics

Marketing*
Corporate Communication*
International Tourism*
Financial Communication*

Informatics

Software Design*
Dependable Distributed Systems*
Embedded Systems Design*
Intelligent Systems*
Applied Informatics*

* in English

Master Information Days
28.03.2007 and 23.05.2007

University of Lugano, Advisory Service, CH-6900 Lugano
Tel. +41 58 666 47 95, orientamento@lu.unisi.ch

www.master.unisi.ch

swissuniversity.ch

SAUNA AM SEE

SEEBAD ENGE

1/2 Preis für Schüler und Studierende
von Mo – Fr zwischen 11 und 16 Uhr

GÜLTIG BIS ENDE 2006



Öffnungszeiten

Di – Sa	11.00 – 23.00 Uhr	gemischt / Frauen
So	10.00 – 23.00 Uhr	nur gemischt
Mo	11.00 – 23.00 Uhr	nur Frauen

Tonttu GmbH - Seebad Enge

Mythenquai 9 - 8002 Zürich
Telefon 044 - 201 38 89
www.seebadenge.ch

cheaplens

Günstige Kontaktlinsen

www.cheaplens.ch

Studenten
20%
hair cut Rabatt

Ihr Coiffure
beim Wirtschaftsgebäude der Uni.

Haute Coiffure
Christoph Spörri

Inh. Bettina Vinzens

Plattenstrasse 14 8032 Zürich
Telefon 044 / 261 23 20
Montag - Freitag 9.00 - 18.30 Uhr
Samstag 9.00 - 14.00 Uhr

«Ich lasse mir
die Bücher nach
Hause liefern.»

www.studentbooks.ch



Das Lager umfasst über 250'000 Bücher, die zum sofortigen Ausliefern bereit sind. Das heisst für dich: Bis 12 Uhr bestellen und morgen darin lesen.

studentBOOKS.CH

DIE BUCHHANDLUNG FÜR STUDIERENDE

Jetzt nicht vergessen:
Schreibe Ende Semester
deine nicht benötigten
Bücher bei uns aus. Wir
haben die wahrscheinlich
beste Online-Occasions-
plattform integriert, die es
in der Schweiz gibt!

SACK- KATALOG.

Das richtige Sortiment fürs Studium.



STUDENTEN- LADEN

www.zentralstelle.unizh.ch



Zentralstelle
der Studentenschaft
der Universität Zürich

ZUR GESCHICHTE EINER STUDENTISCHEN INSTITUTION

LSD und freie Liebe in der Woko-Wohnung

Dieses Jahr feiert die studentische Wohngemeinschaft Woko ihr 50-jähriges Bestehen. Sie blickt zurück auf eine abwechslungsreiche Geschichte. Der Betrieb wurde professionalisiert, die Ideen hinter der Woko sind geblieben.

Von Magaly Tornay



Studentisches Wohnen anfangs 80er-Jahre. (Bild: Bildarchiv ETH-Bibliothek)

Vom Projekt einer grossen Studentensiedlung auf dem Hönigerberg, dem kurzfristigen Kampf um Wohnraum, Fragen des Zusammenlebens und der angemessenen Wohnform bis hin zur Studentenpolitik, Selbst- und Fremdverwaltung. Verschiedene Fragen ziehen sich durch diese Geschichte wie ein roter Faden: Will die Woko eine Institution des emanzipierten Wohnens sein oder schlicht ein Ort, wo Auswärtige in

Zürich günstig wohnen können? Geht es ihr darum, möglichst vielen Studierenden den möglichst schnell ein Zimmer zu beschaffen? Oder sollen über Wohnformen und Zusammenleben auch Ideen transportiert werden?

Gerade in den studentenpolitisch heissen Jahren um 1968 und zur Zeit der 80er-Jugendunruhen, als in Zürich Wohnungsnot herrschte, waren diese Fragen äusserst brisant. Die Woko geriet mit

ihrem pragmatischen Ansatz, Beständigkeit und Effizienz in der Wohnraumbeschaffung der studentischen Politik überzuordnen, zeitweise zwischen Stuhl und Bank. Diese Haltung passte nicht allen studentischen Vertretern. Den Behörden hingegen war die Woko immer noch zu nahe am Unruheherd.

Bis heute vertritt die Genossenschaft den Ansatz, funktionierende Lösungen anzubieten und allen Seiten eine verlässliche Partnerin zu sein. Mit den verschiedenen Wechseln der rechtlichen Organisationsform – die Woko war zunächst eine Kommission, wurde 1965 zum Verein und 1971 schliesslich zu einer Genossenschaft – veränderte sich auch die Nähe zu den Studentenschaften der Uni und ETH, die heute zwei der neun Genossenschaftler der Woko stellen.

Feindbild Schlummermutter

Die Woko – ursprünglich die «studentische Wohnbaukommission» – wurde 1956 von Studierenden gegründet, um dem drängenden Zimmermangel abzuhelfen. Gerade auswärtige Studierende mit kleinem Budget, deren Zimmer oft Wohn- und Arbeitsraum zugleich war, hatten es schwer, in Zürich eine Wohnmöglichkeit zu finden. Die Woko-Gründer setzten ihre ganze Hoffnung auf ein erstes grosses Projekt: den Bau einer Studentensiedlung auf dem Hönigerberg. Damit sollte das Wohnproblem ein für alle Mal gelöst werden. Die ruhigen, hellen und grossen Zimmer, von denen die Woko träumte, sind auch als Gegenbild zur herkömmlichen Studentenbude zu verstehen. Bei der typischen Studi-Kammer handelte es sich um einen windigen Verschlag im Dachstock, karg eingerich-

tert und viel zu dunkel, um zu lesen, der von einer Schlummermutter zu überrissenen Preisen vermietet wurde. In den Gründerjahren erschienen denn auch Broschüren der Woko, die mit dem Feindbild eben jener Schlummermutter auf das Elend der Studierenden aufmerksam machen wollten und für den Bau der Siedlung warben. Auf der Suche nach Vorbildern begaben sich Woko-Mitglieder auf Exkursionen nach Skandinavien, um beispielhafte Campus-Siedlungen zu besichtigen. Ihr eigenes Projekt auf dem Hönigerberg konnte jedoch bis heute nicht verwirklicht werden.

In der Folge wurde das Wohnproblem in kleineren Schritten angegangen: Zunächst erhielt die Woko einzelne Wohnungen und Alttadthäuser zur Verwaltung, und 1963 konnte sie ein erstes Studentenhaus in Altstetten eröffnen. Nach zehn Jahren konnte die Woko bereits 224 Zimmer vermieten.

Heute verwaltet und vermietet die Genossenschaft rund 1400 Zimmer in Studentenhäusern und in einzelnen Wohnungen, verteilt über die ganze Stadt Zürich; eben erst konnte sie ein neues Studentenhaus in Oerlikon einweihen.

Gruppenzusammenhalt in der WG

Wenn man die 50 Jahre Woko zu überblicken versucht, lässt sich eine Tendenz zur Professionalisierung feststellen: Heute führen nicht mehr Studierende nebenberuflich die Woko, sondern fest angestellte Fachleute. Das Vermiet-, Wohn- und Verwaltungssystem wurde über die Jahre hinweg immer ausgeklügelter. Die ideale Wohnform wurde bereits Ende der 60er-Jahre, nach einer Experimentierphase und Mieterbefragungen, formu-

liert. Sie gilt im Grundgedanken noch heute: Eine Wohngemeinschaft, und kein hotelartiger Betrieb, mit einer idealen Gruppengrösse von vier bis sechs Studierenden. Der Gruppenzusammenhalt sollte durch bauliche Massnahmen wie Gemeinschaftsküchen gefördert werden; die Zimmer werden möbliert vermietet, um den Bedürfnissen insbesondere auswärtiger Studierenden entgegenzukommen.

Nicht zuletzt dank diesen umsetzbaren Ideen und ihrem praktischen Ansatz kann die Woko heute auf eine 50-jährige Geschichte zurückblicken und ist zu einer studentischen Institution in Sachen Wohnen geworden.

Die Autorin hat das Buch zum 50-Jährigen Jubiläum der Woko verfasst.

Jubiläumsbuch

Die Woko hat sich selbst ein Jubiläumsgeschenk gemacht: die Niederschrift der eigenen Geschichte. Die Historikerin Magaly Tornay hat den Text der 66-seitigen Publikation verfasst und dafür im ETH-Archiv, im Staatsarchiv Zürich und im Archiv des Verbandes der Studierenden an der ETH geforscht. Tornay beschreibt die Geschichte von der Gründung 1956, über die keine Unterlagen mehr erhalten sind, bis zu den Zukunftsplänen, die eine Vergrößerung des Angebots vorsehen. Die Woko-Geschichte ist bei der Woko in elektronischer oder gedruckter Ausgabe erhältlich. (m.d.r.) www.woko.ch

NEUER WOHNRAUM IN ZÜRICH NORD

Luxuriöser wohnen für 400 Franken monatlich

Die studentische Wohngemeinschaft Woko vermietet in Oerlikon neuen Wohnraum für Studierende. Topmoderne Einrichtung und Infrastruktur, gepaart mit niedrigen Mietzinsen, machen das Leben zum Vergnügen.

Von Alessandro Della Bella (Bilder) und Vanessa Georgoulas (Text)

Nachdem bereits die Universität mit dem Standort Oerlikon im neuen Trendquartier Zürich Nord Einzug gehalten hat, haben seit Ende November auch Studierende dort zu Hause. Pünktlich zu ihrem 50-jährigen Bestehen, weihte die Studentische Wohngemeinschaft Woko am Max-Bill-Platz 29 Studentenwohnungen mit insgesamt 116 Zimmern ein. Jede der neuen Wohnungen umfasst neben den Zimmern auch eine voll ausgestattete Küche und zwei Badezimmer. Für ein möbliertes Zimmer zahlen die Studierenden zwischen 505 und 595 Franken monatlich. In diesem Preis sind alle Nebenkosten wie der persönliche Stromver-

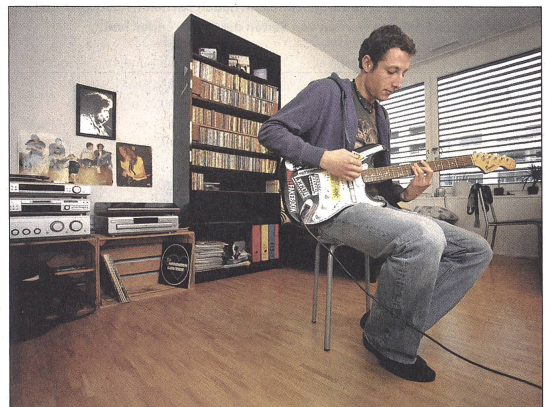
brauch, Putzmittel, TV- und Internetanschluss enthalten. Dies entspricht einem Nettomietzins von rund 400 Franken pro Monat. Dieser Preis ist nicht kosten deckend und wurde nur durch die geringen Baukosten, durch Rückstellungen der Woko und einen Zuschuss der Stadt Zürich in Höhe von 1,9 Millionen Franken möglich.

Grosse Nachfrage

«Die neuen Zimmer konnten wir in kurzer Zeit vermieten. Innerhalb zwei Wochen meldeten sich über 100 Studenten», sagt Woko-Präsident Meinrad Stöckli stolz. Für die grosse Nachfrage sieht er ver-

schiedene Gründe. Zum einen steigen die Studierendenzahlen seit Jahren an, zum andern wirkt sich auch die in den letzten Jahren betriebene Förderung des internationalen Studentenaustauschs aus. Letztlich dürfte das Woko-Angebot an gutem und günstigem Wohnraum in der Stadt Zürich eine grenzenlose Nachfrage hervorrufen, meint Stöckli.

Wie gross die Nachfrage genau ist, will die Woko in einer breiten Umfrage unter den Studierenden der Uni und ETH klären. Wendet man die Faustregel an, die besagt, dass zehn Prozent der Studierenden auf subventionierten Wohnraum angewiesen sind, fehlen in Zürich, wo knapp 2700 Zimmer für Studierende zur Verfügung stehen, etwa 1300 Zimmer. «Doch das ist nur ein Richtwert, man kann mit dieser Milchbüchleinrechnung nicht wirklich arbeiten», erklärt Stöckli.



Freiheit pur: Über zuviel Lärm wird sich kein Hausmeister beschweren.



Sonntagabend in der Studi-WG: Lieben und Leiden mit «Lüthi und Blanc».



In dieser Umgebung macht Beisserchenputzen Spass.

EIN TAG IM LEBEN VON MAXIMILIAN JAEGER, LEITER REKTORATSDIENSTE

«Ich bin kein Schreibtischtäter»

Maximilian Jaeger, Leiter der Rektorsdienste, kümmert sich seit 25 Jahren um die Anliegen der Studierenden. Studentische Vereine finden bei ihm jederzeit Unterstützung. Möglich ist sein berufliches Engagement nur dank des Rückhalts in der Familie. Von Patricia Baumgartner

«Mein Tagesablauf lässt sich gar nicht so genau beschreiben. Jeder Tag ist anders. Aber meistens verlasse ich so gegen viertel vor acht das Haus und fahre mit meiner Vespa an die Uni. Ich bin leidenschaftlicher Vespa-Fahrer und komme bei jedem Wetter auf diese Weise zur Arbeit. Zwischen 8 und 8.15 Uhr bin ich im Büro. Dann checke ich meine Agenda, schaue meine E-Mails an, beantworte sie oder leite sie weiter. Danach jage ich von einem Termin zum nächsten. Ich bin kein Schreibtischtäter, sondern ständig unterwegs. In letzter Zeit beschäftigte mich der Umbau des Kollegengebäudes stark. Ich engagierte mich zum Beispiel für die studentischen Räume im Uniturnum.

Fürsprecher der Studierenden

Eigentlich gibt es jeden Tag etwas Neues. Bei mir laufen alle Belange der Studierenden zusammen. Ich bin Verbindungsmann zur Zentralstelle der Studentenschaft, zu den Mensen oder zum ASVZ. Universitätsintern engagierte ich mich für die Anliegen der Studierenden und lege immer wieder ein gutes Wort für sie ein. Ich betone schon seit Jahren die Vorteile einer Studentischen Körperschaft SUZ. Bisher leider erfolglos. Aber ich bin zuversichtlich, dass die SUZ in den nächsten Jahren etabliert wird. Auch studentische Vereine kommen oft mit Anliegen zu mir. Ein Mitarbeiter der Univerwal-

tung sagte einmal: «Wenn du in Pension gehst, werden die Studierenden keinen Fürsprecher mehr haben.»

Neben dem eigentlichen Herzstück der Rektorsdienste, den Ressorts Studierende und Dozierende, gehören zu meinem Bereich der Ausstellungsdienst, die Psychologische Beratungsstelle oder die Beratungsstelle Studium und Behinderung. Zudem sind wir in die Organisation aller Anlässe ausserhalb des regulären Universitätsbetriebs involviert, seien das Kongresse, Tagungen oder früher die Uniparty. Für letztere musste ich mich damals oft gegen interne Widerstände durchsetzen. Natürlich ergeben sich bei Vorträgen auch Begegnungen mit bekannten Persönlichkeiten. So traf ich schon Hillary Clinton, den Dalai Lama oder den damaligen Bundeskanzler Helmut Kohl.

«Die Studierenden sind zu brav»

Meine Arbeit mache ich mit viel Freude. Mein Sohn sagte vor vielen Jahren: «Ich habe dich noch nie unmotiviert zur Arbeit gehen sehen.» Nur dank meiner grossen Liebe zur Uni kann ich das seit 25 Jahren machen. In dieser Zeit haben sich die Rahmenbedingungen hier stark verändert. Die Universität hat sich von einer «Dienstabteilung» der Bildungsdirektion mit nebenamtlichen Rektor zu einer autonomen Hochschule mit professioneller Universitätseitung gewandelt. Auch die



Papierstapel und lange Arbeitszeiten: Maximilian Jaeger. (Bild: P. Baumgartner)

Studierenden haben sich verändert. Sie sind allgemein eher braver geworden, was ich eigentlich schade finde. Sie soll-

ten wieder aktiver werden und sich stärker für ihre Anliegen engagieren. Langweilig ist es mir auf jeden Fall

Gratulation

Maximilian Jaeger, Leiter der Rektorsdienste, widmet sich in seiner Tätigkeit an der Universität Zürich seit vielen Jahren mit grossem Engagement den Anliegen der Studierenden. Am 4. Dezember feierte er seinen 60. Geburtstag. Die iQ-Redaktion und der Medienverein ZS, die Herausgeberin von iQ und ZS, gratulieren ihm dazu ganz herzlich.

nie geworden. Mein Beruf ist sehr vielseitig, weshalb ich mich auch als Generalisten oder als Allrounder bezeichne.

Zeit für Entspannung

Meistens verlasse ich mein Büro zwischen 19 und 20 Uhr. Nach der Arbeit und am Wochenende entspanne ich mich gerne mit der Lektüre einer Tageszeitung oder bei der Gartenarbeit. So kriege ich meinen Kopf wieder frei. Eine grosse Leidenschaft von mir ist die Musik, und speziell der Jazz. Meine zwei Söhne sind Jazz-Musiker, und ich besuche oft Konzerte von ihnen. Der Rückhalt in meiner Familie ist wahrscheinlich die Basis für mein zeitintensives Engagement an der Universität und für meine Zufriedenheit.

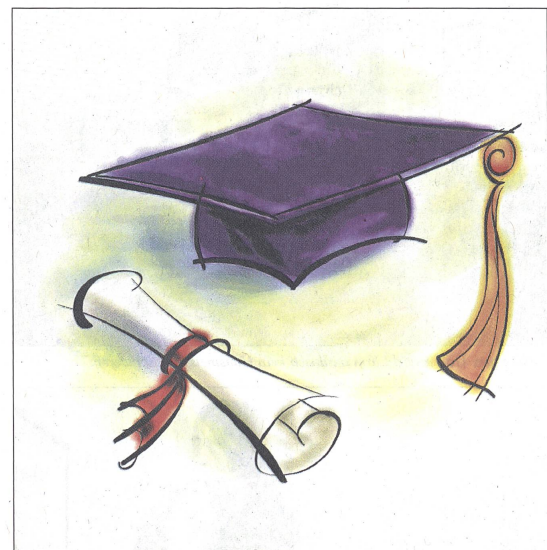
Ganz von meiner Arbeit los komme ich nicht einmal am Wochenende, denn wenn ich in die Stadt fahre, führt mein Weg an der Uni vorbei. Und dann kann es auch mal vorkommen, dass ich kurz anhalte, ins Büro gehe und noch etwas erledige. »

ERSTE ERFAHRUNGEN MIT DEM BACHELOR-ABSCHLUSS

Bologna unter Beschuss von oben

Vor fünf Jahren führten die ersten Fachrichtungen an der Universität Zürich das Bologna-System ein. Die Erfahrungen mit dem neuen Bachelor-Abschluss sind gemischt. Kritische Stimmen werden von Seiten der Dozierenden laut.

Von Katja Baigger



Abschluss ohne Würde: Der Bachelor muss sich erst etablieren. (Bild: eee.neu.edu)

Seit fünf Semestern findet der Unterricht an der Universität Zürich in den naturwissenschaftlichen und wirtschaftswissenschaftlichen Fächern nach dem System «Bologna» mit Bachelor- und Master-Abschlüssen statt. Crispin Hugenschmidt, promovierter Jurist und seit vier Jahren Koordinator der Bologna-Reform, ist überzeugt vom neuen Studiensystem: «Die akademische Freiheit im Humboldt'schen Sinne gab es nie. Bolo-

gna ermöglicht uns, das zu verwirklichen, was die Universität schon früher immer wollte.»

Daniel Wyler, Dekan der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät und Physikprofessor seit 20 Jahren, sieht hingegen den Sinn und Zweck der neuen Studiengänge nicht ein: «Zumindest bei den Naturwissenschaftlern war die Zusammenarbeit schon immer international.»

Sechs Semester sind zu wenig

Die Meinungen zu den Bachelor-Studiengängen sind ebenso geteilt. Hugenschmidt sieht es positiv: «Wir gehen davon aus, dass der Bachelor ein vollwertiger akademischer Abschluss wird.» Er glaubt, dass man nicht nur Wirtschaftswissenschaftlerinnen, sondern auch Germanisten und Soziologinnen mit dem Bachelor gut gebrauchen kann auf dem Arbeitsmarkt. Bachelor-Absolventen seien gefragt bei Firmen, die eine haus eigene Ausbildung anbieten. Dieser Ansicht halten Politiker des linken Spektrums entgegen, dass die Wirtschaft billig Leute einstellen will: Junge Bachelor-Absolventen seien noch formbar, im Gegensatz zu den kritischeren Absolventen mit Master-Diplom.

Dieses Problem sieht Wyler nicht: «Momentan ist es noch unklar, was die Wirtschaft mit Physikern, die den BA haben, anfangen soll.» Das werde sich in Zukunft bestimmt ändern. Wyler ortet beim Bachelor eher strukturelle Probleme: «In der Schweiz dauert der Bachelor nur sechs Semester. Nach diesen drei Jahren sind die Studierenden zu wenig gut qualifiziert für die Tätigkeit als Physiker.» In Amerika dauere die Studienzeit bis zum Bachelor vier Jahre, in England ebenfalls. Vor zehn Jahren hat man in Grossbritannien den dreijährigen Bachelor eingeführt, ist aber wieder umgeschwenkt zu einer vierjährigen Dauer. «Sechs Semester reichen einfach nicht, um Grundkenntnisse zu erwerben», so Wyler.

Stressfrei dank Bologna

Die Studierenden sehen es pragmatischer. Sie studieren aufmerksamer und verlieren weniger Zeit. Viktor, 25 Jahre alt und Physik-Student im 7. Semester, schreibt gerade an seiner Bachelor-Arbeit. Er hat

von der ETH an die Universität gewechselt, weil er hier von der Bologna-Reform profitieren wollte. An der ETH hätte er den alten Diplomstudiengang abschliessen müssen. «An der Uni habe ich dank dem Bologna-System weniger Stress: Die Prüfungen sind besser verteilt.» Viktor geht es nicht um ein schnelles Studium bis zum Bachelor: «Sowieso studieren alle weiter bis zum Master.» Viktor erzählt von Studierenden, die ins Bologna-System gewechselt und schon alle Bachelor-Punkte erreicht haben. Auf ihre Urkunde mussten sie sich jedoch über ein Jahr gedulden: «Man konnte es nicht drucken», erzählt Viktor. Der Grund liegt darin, dass die Urkunde aufwendig designt werden musste und die Unileitung sich nicht entscheiden konnte, was darauf stehen sollte. Seit kurzem gibt es nun BA-Urkunden.

Bürokratie und Kinderkrankheiten

Während laut Wylers Schätzungen rund 50 Prozent der Studierenden das neue System begrüßen, sind die Dozierenden an der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät durch Papierkram gefordert. Sie müssen die Punkte der Studierenden ins Datenverwaltungssystem eintragen. «Momentan haben wir viel Administratives zu erledigen.» Seit der Umsetzung der Bologna-Reform sei die Anzahl der Vorlesungen angestiegen. Es würden zwar mehr Lehrkräfte eingestellt, aber der Zuwachs an Vorlesungen sei höher als derjenige an neuen Dozierenden. Wyler zieht das folgende Fazit: «Es ist schwieriger geworden, die Qualität von Lehre und Forschung aufrecht zu erhalten.»

Es gilt allerdings die Hoffnung, dass diese Probleme nur eine Kinderkrankheit des Bologna-Systems sind und bald gelöst werden können.

UMSTRUKTURIEREN

Unileitung neu

Die Leitung der Universität Zürich wird umgebaut. Neu sind die Prorektoren für bestimmte Fakultäten zuständig. Von Ajuni Burk

Es wird fleissig reorganisiert: Die Universitätsleitung hat sich selbst neue Strukturen verpasst. Ab dem 1. Januar 2007 sind als wichtigste Neuerung die bisherigen Prorektorate Forschung, Lehre und Planung in erster Linie für bestimmte Fakultäten zuständig. So entstehen die Prorektorate «Medizin und Naturwissenschaften», «Geistes- und Sozialwissenschaften» sowie «Rechts- und Wirtschaftswissenschaften». Zusätzlich ist jedes Prorektorat für einen der Querschnittsbereiche Lehre, Forschung und Akademische Dienste verantwortlich. Damit werden die bisherigen Prioritäten der Prorektorate umgekehrt.

Ausserdem werden die Kompetenzen der Universitätsleitung in der Kommunikation, der Finanzen und dem Controlling gestärkt. Für die beiden Bereiche, für die ein Handlungsbedarf ausgemacht wurde, sind ein neuer Direktor beziehungsweise eine neue Delegierte eingesetzt worden.

Dem Rektor wird die neue Arbeitsgruppe Strategische Agenda unterstellt, die bestehende Strategien konkretisieren und neue formulieren soll. Damit soll sich der Rektor laut Medienmitteilung auf «die gesamtuniversitären, strategisch relevanten Aspekte konzentrieren» können.

Von den Reformen verspricht man sich verbesserte Führungskapazitäten und eine bessere Begleitung der Fakultäten. Die vom Souverän 1998 mit der Annahme des Universitätsgesetzes beschlossene Autonomie der Hochschule soll damit gesichert werden. Seit dem Jahr 2000 ist Rektor Hans Weder bemüht, durch Reformprozesse dieses Ziel zu erreichen, was ihm nicht nur Freunde beschert hat.

Legi: Sparen leicht gemacht
Die 1400 Franken für die
Immatrikulation zahlen sich aus
→ Seite 8

Fett: Nebenjobs für Profs
Vorlesungen bringen wenig Geld,
Extraverdienste füllen die Lohntüte.
→ Seite 9

Fritz: Kein Schwein...
...interessiert, was man schreibt:
Der Kolumnist wird Realist.
→ Seite 12

250 000 FRANKEN – DANN IST SCHLUSS

Hungerlöhne für Superhirne

Eine wissenschaftliche Karriere ist ein steiniger Weg. Die Dozierenden nehmen ihr halbes Leben grosse Lohneinbussen in Kauf, um die akademische Karriereleiter zu erklimmen. Es erstaunt, wie schlecht die Professoren und wissenschaftlichen Arbeiter bezahlt sind. Von Maurice Thiriet

Die Wissenschaft ist eine brotlose Angelegenheit. Das ist auch Tobi Renz (Name von der Redaktion geändert) klar. Renz, knapp über 30 Jahre alt, Assistent an der Philosophischen Fakultät in einem 50-Prozent-Pensum, leistet regelmässig 50-Stunden-Wochen. Neben der Arbeit an seiner Dissertation betreut Renz Lizentianden, kümmert sich um den reibungslosen Ablauf von Lehrveranstaltungen, stellt Reader zusammen, korrigiert Prüfungen und erledigt administrative Arbeiten. Sein Lohn beläuft sich auf rund 45 000 Franken im Jahr. Macht pro Monat 3750 Franken brutto. Nach seiner Promotion würde Renz eine Lohnklasse nach oben rutschen. «Das macht aber auch nicht viel aus. Vielleicht 200 Franken im Monat», sagt Renz.

Massive Lohneinbussen

Würde Renz eine privatwirtschaftliche Karriere bis ins mittlere Kader verfolgen, könnte er im Schnitt jährlich um die 100 000 Franken mehr verdienen als an der Universität. Würde Renz im Alter von 50 Jahren zum Professor berufen, wären ihm bis dann während 30 Jahre jährlich 100 000 Franken Lohn entgangen, also insgesamt drei Millionen Franken. Er würde im geltenden Lohnklassensystem ein Salär von höchstens 232 000 Franken erhalten. Damit könnte Renz in der Zeit, die ihm bis zur Emeritierung bleibt, diese Lohneinbussen knapp ausgleichen. Einen finanziellen Mehrwert könnte Renz aus seiner wissenschaftlichen Karriere nicht ziehen. Ausser, er ginge einer lukrativen Nebenbeschäftigung nach (siehe Seite 9).

Rektor mit vollem Portemonnaie

Ausser den ordentlichen Professoren und den seit Jahren festgestellten Dozierenden sind die wissenschaftlichen Mitarbeiter der Universität Zürich eher spärlich bezahlt. Die Saläre orientieren sich am kantonalen Lohnklassensystem. Die

einzelnen Lohnklassen sind in Leistungs- und Erfahrungsstufen eingeteilt. Dieses sieht als Spitzenlohn 255 641 Franken in der Lohnklasse 29 vor. In diese Lohnklasse schafft es von den Angestellten der Universität nur der Rektor. Die ordentlichen Professoren sind gemäss der Personalverordnung der Universität in der Lohnklasse 27 eingereiht und beziehen ein Gehalt von zwischen 150 000 und 232 000 Franken.

Hier hat die Universitätsleitung, bestehend aus Rektor und Prorektoren, als Anstellungsorgan Handlungsspielraum. «Die Lohnfindung bei der Anstellung des kantonalen Personals innerhalb der Lohnklasse ist weitgehend Verhandlungssache. Zwar gilt, dass die Anstellung grundsätzlich in den Erfahrungsstufen erfolgt. Die konkrete Stufe wird aufgrund der Anrechenbarkeit der Erfahrung des Bewerbers und des internen Quervergleichs festgelegt», sagt Markus Uhl, Abteilungsleiter beim Personalamt des Kantons Zürich.

Renommée bringt Geld

Eine lange Liste von Publikationen, Auszeichnungen oder die Zahl der zu betreuenden Studierenden sind Faktoren, welche in diese Verhandlungen miteinfließen. «Wenn man einen renommierten Ordinarius einer anderen Universität holt, dann rutscht der ans obere Ende der Lohnklasse. Ein solcher hat schon vorher gut verdient und will keine Lohneinbussen in Kauf nehmen», sagt Kurt Reimann, Generalsekretär der Universität Zürich. Viele gingen aber den Weg über eine ausserordentliche Professur. «Wenn ein jüngerer Wissenschaftler als ausserordentlicher Professor anfängt, dann wird er eher auf einer unteren Stufe der Lohnklasse bezahlt», sagt Reimann.

Zusätzlich zum Professorengeld gibt es Funktionszulagen für Prorektoren (28 000 Franken), Dekane (15 000 bis 24 000 Franken) und Institutsvorsteher



Hochschuldozierende kenne sich mit finanziellen Durststrecken aus.

(Bild: Lee Emmett)

(8000 bis 20 000 Franken).

Auf Dozierenden-Ebene folgen in der Lohnhierarchie der Universität die ausserordentlichen Professoren in der Lohnklasse 26 mit einem Mittelwert von rund 185 000 Franken. Assistentenprofessoren und die Förderprofessuren des Nationalfonds sind in der Lohnklasse 24 mit rund 160 000 Franken.

Privatdozierende mit Hungerlohn

Am schlechtesten entlohnt werden nicht festgestellte Privatdozierende. Für zwei dozierte Stunden pro Woche erhalten sie eine Entschädigung von 8400 Franken pro Semester, für nur eine Wochenstunde die Hälfte. Dieselben Ansätze gelten für nicht festgestellte Titularprofessoren. Von der Lehrtätigkeit als Privatdozent (PD) allein kann man nicht leben. Markus Huppenbauer, Präsident der Vereinigung der Privatdozierenden, sieht Geld nicht als Anreiz für die Lehrtätigkeit der PD: «Es ist niemand wegen

der Lehrauftragsentschädigung PD. Wichtigster Antrieb ist vielmehr die wissenschaftliche Arbeit selbst.»

Für die Universität sind die hochqualifizierten Arbeitskräfte zum Billigtarif nicht zuletzt finanziell wertvoll. Kostet ein Ordinarius die Universität gegen 250 000 Franken brutto, kosten vier Privatdozenten mit je zwei Jahreswochenstunden nicht mal ein Viertel davon. Mit 778 war die Zahl der Privatdozierenden 2005 mehr als doppelt so hoch wie diejenige der ordentlichen Professoren (375). Das ist ein enormer finanzieller Mehrwert, wie Huppenbauer bestätigt: «Die Arbeit der PD kostet die Universität nicht viel.»

Geplogte Assistierende

Auch die Assistierenden sind günstige Arbeitskräfte. Die Belastung variiert von Fakultät zu Fakultät, wie Tobi Renz sagt: «Ich habe einen guten Arbeitgeber, aber ich kenne Leute, die für ihre Professoren

die E-Mails bearbeiten müssen.» Laut Renz ist es die Regel, Assistenten in 50-Prozent-Pensum anzustellen und Vollzeit arbeiten zu lassen.

Gemäss Markus Schaad, dem stellvertretenden Leiter der Rektoratsdienste, kann von einer flächendeckenden Ausbeutung von Assistenten nicht die Rede sein: «Ich weiss, dass es Diskussionen gibt um Assistenten, die zu wenig forschen können und zuviel Administratives erledigen müssen. Die Bestrebungen von Seiten der Universität gehen vielmehr dahin, dass die Assistierenden optimalere Zeiteinteilungen erhalten.»

Leistungslohn an der ETH

Klar sind die Salärregelungen für Assistierende an der ETH. Diese müssen per Verordnung mindestens zu 60 Prozent angestellt werden und verdienen als Doktorierende im ersten Jahr 62 000, im zweiten Jahr 66 000 und im dritten Jahr 70 000 Franken für 100 Prozent. Seit Anfang Jahr ist an der ETH ein neues Lohnsystem in Kraft, das die Mitarbeiter in 15 Funktionsstufen einreicht und Leistungslohn vorsieht. «Das neue System ist noch ungewohnt. Es gibt Leistungsabklärungen durch die Vorgesetzten und danach richten sich die Lohnzahlungen», sagt Piero Cereghetti, Leiter der Personalabteilung der ETH.

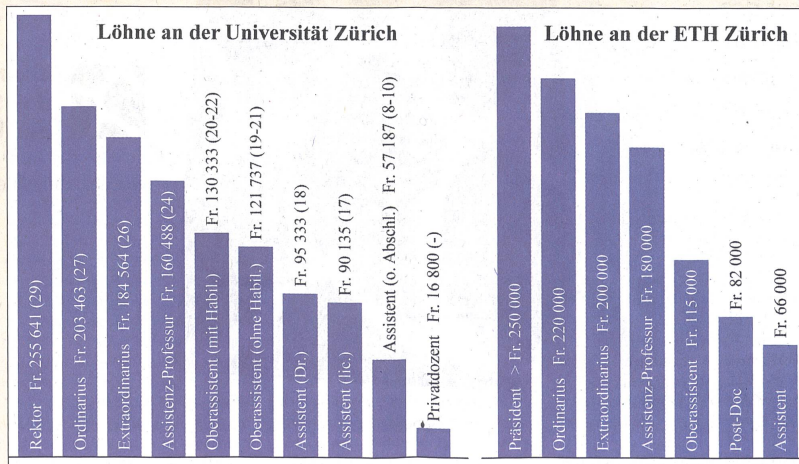
Wer nach der Assistenzzeit als Post-Doc und später Oberassistent an der ETH angestellt wird, dessen Lohn steigt verhalten. Zwischen 78 000 und 86 000 Franken erhalten die PostDocs, die Oberassistenten kommen auf zwischen 100 000 und 130 000 Franken. Die Assistentenprofessoren, die ausserordentlichen und ordentlichen Professoren bewegen sich in einer Lohnspanne von 180 bis 245 000 Franken.

Wenig transparent ist die Lohnregelung beim derzeit vakanten Posten des ETH-Präsidenten. Dessen Lohn ist in Funktionsstufe 15 (über 250 000 Franken) verortet. In dieser Spalte des Rasters stehen keine Zahlen, sondern: «Diese Löhne werden durch den Bundesrat festgelegt.»

So wenig verdient ein Dozent

Die Löhne der Angestellten der Universität Zürich richten sich nach dem kantonalen Lohnklassensystem. Dieses sieht 29 Lohnklassen vor (in Klammern angegeben), die je in zwei Anlaufstufen, acht Erfahrungsstufen und sechs Leistungsstufen eingeteilt sind. Diese können von unten nach oben durchlaufen werden. Während Assistierende und wissenschaftliche Mitarbeitende kaum in die Leistungsstufen aufsteigen können, beziehen ordentliche Professoren nach einigen Jahren Löhne in den Leistungsstufen.

Die hier aufgeführten Summen sind Mittelwerte und entsprechen jeweils dem Lohn der Leistungsstufe 7 (Ausnahmen: Maximalwert beim «Rektor», Erfahrungsstufe 3 bei «Assistierenden ohne Abschluss»). Die Löhne der ETH berechnen sich in 15 Funktionsstufen. Die Angaben sind Durchschnittswerte. (thi.)



GELD SPAREN MIT HILFE DER UNIVERSITÄT

Die Legi macht das Sparschwein froh

Wer sich mit dem Titel lic. phil. oder lic. oec. schmücken darf, sollte die Legi darum noch nicht gleich aus der Hand geben. Es lohnt sich finanziell, auch nach dem Studium immatrikuliert zu bleiben.

Von Katja Baigger

Ein Abgänger der juristischen oder wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät verdient mit seiner Anstellung bei der Credit Suisse oder einer Krankenkasse tendenziell mehr Geld als die Kommilitonen von der Phil-I-Fraktion. Sie werden Lehrer, Journalisten oder PR-Beauftragte. Bei ihnen sind monatliche Gehälter von unter 6000 Franken an der Tagesordnung.

Wer also nach dem Studium bei der Credit Suisse arbeitet, wird sich ein «NZZ»-Jahresabo inklusive der «NZZ am Sonntag» leisten können (434 Franken). Natürlich gehört auch die «Weltwoche» auf den Couchtisch (198 Franken). Neben der geistigen Bewegung in Form täglicher Zeitungslektüre will sich der Ökonom auch körperlich fit halten.

Er leistet sich eine Jahreskarte für den Migros Fitnesspark (1080 Franken). Auch Vergnügen muss sein: Zwei Mal monatlich gönnt sich der FCZ-Fan Emotionen an einem Fussballspiel, er will auf der Haupttribüne Nord sitzen (50 Franken pro Spiel). Auch kulturelle Zerstreuung gehört zu seinem Wochenendprogramm: Einmal monatlich hört er ein Konzert in der Tonhalle (80 Franken), ebenso oft besucht er das Schauspielhaus (50 Franken) und das Kunsthaus (16 Franken). Kostenpunkt für die ausschweifende Lebensart pro Jahr: 4564 Franken.

Luxus lohnt sich

Eine Studentin, die jährlich 1400 Franken Studiengebühren investiert und

gleich viel konsumiert wie genannter Uni-Absolvent, bezahlt für ein Kombi-Abo der «NZZ» und «NZZ am Sonntag» 372.40 Franken, für die «Weltwoche» 120 Franken. Sie betätigt sich auch sportlich: 18 Franken ASVZ-Gebühren. Ebenso schaut sie Fussball, bezahlt dafür dank Legi aber nur 15 Franken, das heisst 30 Franken im Monat. 20 Franken lässt sie in der Tonhalle liegen, 20 Franken im Schauspielhaus und 10 Franken im Kunsthaus. Kostenpunkt also inklusive 1400 Franken für die Legi pro Jahr: 2870.40 Franken. Würde sich der Credit-Suisse-Kaderangestellte also immatrikulieren – 1693 Franken 60 Rappen wären seine Ersparnis.

Kein Profit für Bescheidene

Eine Absolventin des geisteswissenschaftlichen Studiums tickt anders, sie arbeitet Teilzeit an einer Kantonsschule und der Migros Clubschule. Die preisbewusste Lehrerin abonniert den «Tages-Anzeiger» (320 Franken) und die «WOZ» (235 Franken). Auch sie will jedoch die Kondition, die sie sich während ihres neunjährigen Studiums im ASVZ erworben hat, nicht verlieren und kauft sich, nach gründlicher Recherche zum Preis-Leistungs-Verhältnis der Zürcher Fitnesscenter, eine Jahreskarte fürs Aktiv Fit (740 Franken). Bei Fussballmatches steht sie Zwei Mal pro Monat grölend mit ihren Kumpels und FCZ-Schal auf den unnummerierten Plätzen (je 20 Franken), in der Tonhalle, wo sie als Lehrerin



Die Investition in eine Legi füllt das Sparschwein.

(Bild: Andreas Teuscher/Anka Draganski)

schon ab und zu hinsollte, auf den billigen Plätzen (22 Franken). Das Schauspielhaus besucht sie generell nur am Theatermontag (30 Franken), dem Kunsthaus zieht sie das Museum Strauhof vor (10 Franken). Kostenpunkt für die preisbewusste Lebensart: 2531 Franken. Ein immatrikulierter Student, der denselben Geschmack hat, bezahlt pro Jahr inklusive Legi 2883 Franken.

Wer bescheiden lebt, für den lohnt

sich der Kauf einer Legi nicht. Wer es sich aber so richtig gut gehen lassen möchte, der spart rund 1700 Franken, bei einer jährlichen Investition von 1400 Franken.

Mehrwert Legi

Sowieso gilt: Wer immatrikuliert bleibt, kann uneingeschränkt Vorlesungen besuchen und wissenschaftlich auf dem Laufenden bleiben – vorausgesetzt, er hat genug Freizeit. Nicht zu unterschätzen ist

auch die Ersparnis beim Essen in der Mensa. Nicht mal in der billigsten Kantine bezahlt man unschlagbare 5.40 Franken für eine anständige Mahlzeit mit Salat! Und last, but not least: Seit in den meisten Kinos Rabatte für Legi-Inhaber wieder eingeführt haben, dürfte es sich noch mehr lohnen, immatrikuliert zu bleiben. Nur preisbewusst leben – sprich: gar nicht konsumieren – ist billig.

Werbung

KLASSIKER



SACK
seit 1986

Die Zentralstelle macht das Studium mit verschiedenen Shops und Services bequemer. Wir sind in der Uni und rund herum in der Nähe und lassen als Non-Profit-Organisation Studierende von Tiefpreisen profitieren.

ARBEITS-
VERMITTLUNG BÜCHER-
LADEN DRUCKEREI KOPIEREN STUDENTEN-
LADEN STUDENTEN-
KIOSK



**Zentralstelle
der Studentenschaft
der Universität Zürich**

www.zentralstelle.unizh.ch

VERGOLDETE NEBENBESCHÄFTIGUNGEN

Gutes Taschengeld für die Professoren

Die Pfründe von Vater Staat sind anscheinend nicht genug für einen Grossteil der Lehrstuhlinhaber. Viele bessern ihr Gehalt deshalb mit Nebenverdiensten auf. Besonders die Mediziner lassen sich ihre ausseruniversitären Dienste vergolden.

Von Joel Bedetti

«Die Universität anerkennt die Bedeutungen von universitätsnahen Nebenbeschäftigungen und von praxisbezogener Zusammenarbeit des Universitätspersonals mit Dritten», steht in der Personalverordnung der Uni Zürich. Nebenamtliche Arbeit sei aber nur zulässig, wenn sie die universitäre Aufgabenerfüllung nicht beeinträchtigt, heisst es weiter.

Wer dafür Personal oder Infrastruktur der Uni beansprucht, ein Verwaltungsmandat annehmen will, im Jahresmittel mehr als einen Tag für Nebenämter verwendet oder mit den Zusatzentnahmen einen Fünftel des Brutto-Professorenlohns übersteigt, muss bei der Universitätsleitung eine Bewilligung einholen. Ähnliches steht in der Personalverordnung der ETHZ.

Zurzeit ist eine Änderung der Personalverordnung in Bearbeitung. Neu soll ein prozentualer Anteil festgelegt werden, mit welchem künftig die Zusatzverdienste ab einem Nettobetrag von über 20 000 Franken pro Jahr zu Gunsten der Uni belastet werden. Der Prozentsatz sei Verhandlungssache, werde sich jedoch im einstelligen Bereich bewegen, sagt Kurt Reimann, Generalsekretär der Universität Zürich.

Patente mit der Uni teilen

Für Einnahmen aus der Vermarktung geistigen Eigentums, das in Ausübung der universitären Arbeit erschaffen wurde, sieht die Verordnung jedoch andere Verteilungsschlüssel vor. Erträge aus Publikationen fallen, sofern sie 30 000 Franken nicht übersteigen, ausnahmslos dem Autoren zu. Verdienste aus der Lizenzierung von Patenten werden gleichmässig zwischen der Uni, dem Forscher und seinem Institut aufgeteilt.

«Es sind vor allem die Professoren in den Studiengängen Recht, Wirtschaft und Biologie, welche sich mit Nebenverdiensten ihr Gehalt aufbessern», weiss Reimann. Erstere seien mit Gutachten oder sonstigen Beratungen beauftragt. Naturwissenschaftler betätigen sich oft in Spin-Off-Firmen, welche Forschungsergebnisse der Uni gegen Lizenzgebühr in der Wirtschaft verwerten.

Geld spielt keine Rolle

Auch wenn ein Professor eine lukrative Erfindung patentieren lässt, fliesst das grosse Geld nur bedingt – siehe obigen Abschnitt. Buchveröffentlichungen würden in den meisten Fällen wenig abwerfen, meint Reimann weiter, «dort geht es

in erster Linie ums Renommée.»

Wer in Fächern wie den genannten eine Stellung in der Lehre und Forschung annimmt, sei zu einem gewissen Grad idealistisch. In der Privatwirtschaft könne man auf lange Sicht ein viel höheres Salär bekommen, sagt Reimann. «Für die meisten spielt der Lohn keine grosse Rolle.»

Uni schaut nach dem Rechten

Trotzdem habe die Uni ein wachsames Auge darauf, dass die Dozierenden ihren Verpflichtungen an der Alma Mater gewissenhaft nachkommen, versichert Reimann. Es ist bereits vorgekommen, dass Lehrstuhlinhaber ihr Pensum herunterschraubten mussten, weil sie offensichtlich nicht mehr imstande waren, neben ihren Tätigkeiten in Wirtschaft und Politik auch die universitären Aufgaben zu erfüllen. Prominente Beispiele sind die beiden Nationalräte Christoph Mörgeli und Felix Gutzwiller.

Streng privat

Zahlen will der Generalsekretär keine nennen. Die Uni kennt die Summen, welche mit Nebenjobs erwirtschaftet werden, gibt sie aber nicht bekannt. Die ausseruniversitären Tätigkeiten der Professoren seien grundsätzlich deren Privatsache, heisst es. Kurt Reimann meint, dass für die meisten Lehrstuhlinhaber die Einnahmen aus diesen Mandaten nicht allzu gross ausfallen. Sie seien meist deutlich niedriger als das Basisgehalt und stellen nur einen «guten Zustupf» dar – ausser für einige Mediziner.

Lukrative Privatpatienten

Eine ganz besondere Gilde der Nebenverdiener stellen die Damen und Herren in den weissen Kitteln dar – oder jedenfalls einige von ihnen. Von den etwas über 150 Professoren der medizinischen Fakultät sind rund ein Drittel als Direktoren oder Abteilungsleiter in den 42 Kliniken und Instituten des Universitätsspitals Zürich USZ tätig.

Eine Verordnung, welche das Pflichtenheft der Medizinprofessoren von Lehre, Forschung und Behandlung regelt, existiert nicht. Das wäre auch nicht sinnvoll, nimmt Gustav von Schulthess, ärztlicher Leiter des Unispitals Zürich, Stellung. Damit kann beispielsweise ein Professor die Lehraufgaben an Privatdozierende delegieren, während er mehr Zeit in das Klinikmanagement, die Forschung oder Behandlung von Patienten investiert.



Nebenverdienste können ganz schön einschenken.

(Bild: Mike Johnson)

«Es liegt in der Kompetenz der Klinikleiter, dies individuell zu regeln», sagt von Schulthess. Falls Nebenbeschäftigungen die Qualität von Lehre und Forschung beeinträchtigen, würden dem entsprechenden Klinikleiter leistungsbezogene Ressourcen entzogen.

Chirurgen verdienen gut

Von Schulthess beziffert sein persönliches Zusatzsalär aus der Behandlung von Privatpatienten auf 350 000 Franken. Dazu kommt sein Lohn als Angestellter der Universität. Damit bezieht von der höchste Arzt am USZ ein Gehalt von rund 600 000 Franken pro Jahr und gehört zu den bestbezahlten Professoren in Zürich. Die Verdienste seiner Kollegen will der ärztliche Leiter nicht bekannt geben.

Dreifaches Professoren-Gehalt

Eine Schätzung wagt Schulthess aber dennoch. Weniger als zehn Professoren beziehungsweise Klinikleiter stuft er in

die Skala der «sehr gut» Verdienenden ein. Diese würden etwa ein Dreifaches des staatlichen Professorengehalts beziehen (siehe Seite 7). Weitere 15 Uni-Mediziner klassifiziert er mit einem Einkommen, das etwa dem doppelten Grundlohn entspricht, als «gut bezahlt». Die Spitzenverdiener kommen aus den Bereichen Chirurgie, Kardiologie und Radiologie. Der Lohn von Dozierenden in der Psychiatrie oder Kindermedizin fällt dagegen deutlich geringer aus.

Chefärzte wollen forschen

Wichtig ist von Schulthess auch, dass es den Chefärzten des Universitätsspitals nicht nur ums Geld gehe, wenn sie eine Stellung als Professor annehmen. «In privaten Instituten könnten Leute mit der Qualifikation eines Klinikleiters ein Vielfaches des Gehaltes am USZ beziehen. Die bestverdienenden Ärzte arbeiten nicht am Unispital. Dafür haben Mediziner hier jedoch Forschungsmöglichkeiten, die sie anderswo nicht vorfinden.»

DER BUDGET-STUDI

Ohne Nike & Co.

Das Konsumverhalten der Schweizer Studierenden ist markenneutral. Spezial-Rabatte werden rege genutzt. Ausser verbilligten Zeitungsbros: Die Gratiszeitung «20 Minuten» ist die beliebteste Informationsquelle der Studierenden.

Von Joel Bedetti

Die auf das universitäre Kundensegment spezialisierte Agentur Studimedia hat zusammen mit der Credit Suisse eine Untersuchung über Einkommen und Konsumverhalten der Schweizer Studierenden in Auftrag gegeben. Die Studie wartet mit wenig Überraschungen auf.

Quellenbasis der Marktforschung bilden Interviews mit über 1 200 Studierenden von Universitäten und Fachhochschulen in der ganzen Schweiz. Anhand einer Gruppe von 500 befragten Nichtakademikern in der selben Altersgruppe wurde das Konsumverhalten der Studenten mit demjenigen der restlichen Jugend zwischen 18 und 28 Jahren verglichen. Aus der Untersuchung resultierte unter anderem, dass für Studierende Markennamen beim Einkauf nicht prioritär sind – dafür machen sie überdurchschnittlich von vergünstigten Angeboten Gebrauch. Besonders gut anzusprechen sind die Studierenden und Fachhochschüler, wenn wundert, auch auf studentische Spezialrabatte, gerade in der Bank-, Kommunikations- und IT-Branche. Günstige Gebühren für Kreditkarten, preiswerte Notebooks und Gratisminuten in den Mobiltelefonnetzen sind für chronisch finanzschwache Studierende besonders attraktiv. Durchschnittlich liegt das monatliche Budget eines Studierenden lediglich bei etwas über 1800 Franken.

Pendlerzeitung vorn

Studis informieren sich ausführlich und von verschiedenen Seiten, so ein weiterer Schluss der neuen Untersuchung. Die «Neue Zürcher Zeitung», der «Tagess-Anzeiger» und andere Bezahl-Blätter haben an Boden verloren. Populärstes Medium ist die Pendlerzeitung «20 Minuten», halten die Marktforscher fest – wie potent Studentenzeitenungen als Informationskanal sind, lässt sich aufgrund der in der Studie erhobenen Daten leider nicht sagen. Insgesamt bringt die Forschung, welche 46 Seiten umfasst und für 1500 Franken eingesehen werden kann, nicht viel Erstaunliches zutage. Es sei dies die erste quantitativ abgesicherte Studie über das Konsumverhalten der Schweizer Studierenden, betont Studimedia-Geschäftsführer Robert Todt. Diese sei nötig, um «effizientes Hochschulmarketing betreiben zu können.»

Soviel bringen Nebenbeschäftigungen ein

Titularprofessor Christoph Mörgeli ist an der Universität zu 80 Prozent als Dozent und Kurator des Medizinhistorischen Museums angestellt. In seiner Position als wissenschaftlicher Leiter verdient er gemäss Personalverordnung der Uni Zürich zwischen 100 000 und 160 000 Franken. Wir rechnen ihm von seinen Publikationen kein Zusatzkommen an. Diese dürften sich trotz durchaus interessant klingenden Titeln wie «Eine umstrittene Diagnose: Lenins Syphilis» nicht eben wie warme Semmeln verkaufen. Als Parlamentarier sitzt der SVP-Nationalrat in der aussenpolitischen Kommission. Für seine politische Tätigkeit streicht Mörgeli rund 60 000 Franken ein. Zuletzt erwähnt sei noch seine publizistische Tätigkeit als Kolumnist der Weltwoche. Wir veranschlagen 800 Franken pro Kolumne, also rund 40 000 Franken im Jahr. So



Ihr Terminkalender ist voll: Christoph Mörgeli (l.) und Felix Gutzwiller (r.).

mit kommen für den Medizinhistoriker im Jahr rund 200 000 Franken zusammen – dies bestätigt auch Mörgeli.

Zweiter im Bunde der Parlamentarier-Professoren ist FDP-Fraktionspräsident und Nationalrat Felix Gutzwiller. An der Uni leitet er, ebenfalls im 80-Prozent-Pensum, das Institut für Sozial- und Präventivmedizin. Als Volksvertreter ist er Mitglied in der Kommission für soziale Sicherheit und Gesundheit und in der Delegation der interparla-

mentarischen Union. Wer glaubt, der Gesundheitspolitiker habe sich damit bereits genug Arbeit aufgehaldet, kennt Felix Gutzwiller nicht. 17 Positionen umfasst die Auflistung seiner Interessenverbindungen, die er im Parlament abgibt. Für fünf Firmen sitzt Gutzwiller im Verwaltungsrat. In acht Stiftungen amtiert er als Beirat.

Als Ordinarius und Institutsleiter steht Felix Gutzwiller gemäss Personalverordnung ein Jahresgehalt von rund 200 000 Franken zu. Als Parlamentarier kommt er auf etwa 60 000 Franken. Zwei Drittel davon gibt Gutzwiller wieder für PR-Tätigkeiten und sonstige Dienstleistungen aus, die andere Volksvertreter selbst erledigen. Zusammen mit den Einkünften aus den Mandaten beziehe er somit ein Jahresgehalt von knapp 400 000 Franken, verrät Gutzwiller. (bj.)

Wir suchen per sofort:
Redaktorinnen für eine neue
Publikation.

iq@mvzs.unizh.ch

AUTO

Fahrstunde ab Fr. 78.-

Fahrschule M. J. Strebel AG
Tel. 044 261 58 58/044 860 36 86
www.mstrebel.ch



Il vangelo secondo Matteo

von Pier Paolo Pasolini

Kino in der Kirche

Filmgespräch mit Dr. Ulrich Luz,
emeritierter Professor für
Neues Testament, Universität Bern

Freitag 12. Januar 2007, 20.00 Uhr,
City-Kirche St. Jakob am Stauffacher,
Zürich

Gesamtprogramm: «Die Passion des
Pier Paolo Pasolini. Das Kino Xenix zu
Gast in der Kirche» auf www.xenix.ch

Teorema – Geometrie der Liebe

von Pier Paolo Pasolini

Kino in der Kirche

Kurzvortrag und Diskussion mit Dr.
phil. Markus Fäh, Psychoanalytiker

Freitag 26. Januar 2007, 20.15 Uhr,
City-Kirche St. Jakob am Stauffacher,
Zürich

Gesamtprogramm: «Die Passion des
Pier Paolo Pasolini. Das Kino Xenix zu
Gast in der Kirche» auf www.xenix.ch

Nähere Informationen:
www.hochschulforum.ch

HOCHSCHULForum
der reformierten Kirche Zürich

ein Angebot des Sozialzentrums Ausstellungsrasse
Sozialdepartement



Stadt Zürich
Jugendkulturhaus Dynamo

Gratis Sehtest

kattun

optik galerie

Röschibachstr. 22
8037 Zürich
044 273 08 58

-30% auf neuste
Sonnenbrillen,
Markenbrillen+Gläser

Diesel, Gucci, D&G, Dior,
Mikl/Starck, Götti+Niederer

Galerie: Ausstellungen + Ausstellungsmöglichkeit

Psychologische Beratungsstelle

für Studierende der Universität und ETH

Studienschwierigkeiten / Persönliche Probleme

Die Beratungen sind kostenlos
und unterstehen der Schweigepflicht.

Beratungen auch während den Semesterferien.

pbs@ad.unizh.ch www.pbs.unizh.ch

Anmeldung:
Wilfriedstrasse 6, 8032 Zürich, 044 634 22 80

Hier ist noch Platz für Ihr Inserat!

Kontakt: inserate@mvzs.unizh.ch

044 261 05 54

«6000 KILOMETER DURCH DEN BALKAN» VON IWAN E. HUGENTOBLER

Die lange Balkan-Reise mit dem Ford V8

Vor 30 Jahren war der Balkan noch ein Abenteuer. Drei Freunde wagten eine 6000 Kilometer lange Reise von Zürich nach Thessaloniki und zurück. Jetzt ist ein Bildband erschienen, der einzigartige Fotografien dieser Reise zeigt.

Von Lukas Mäder

«Balkan-Raser», «Balkan-Schläger» oder «Balkan-Knasti»: Das heutige Bild des Balkans ist gemacht. Und es ist kein positives. Das ist allerdings nichts Neues: Das sogenannte «Pulverfass Europas» hat schon lange einen schlechten Ruf. Bereits 1892 reiste Karl May zumindest imaginär durch die «Schluchten des Balkan», und kam dabei auch «Durch das Land der Skiptetaren». Natürlich faszinierte bereits damals die Leser das Gefährlich-Exotische dieser Region.

Ein kürzlich erschienener Bildband macht nun erstmals Fotografien des Balkans zugänglich, die der Zürcher Maler Iwan E. Hugentobler 1936 machte. Die

Faszination des Unbekannten, Anderen und Abenteuerlichen dürfe der Grund gewesen sein, dass sich Hugentobler nach einer Reise durch Ungarn 1935 entschloss, den Balkan zu bereisen. Zusammen mit zwei Freunden unternahm Hugentobler in einem Ford V8 die dreiwöchige Reise. Sie führte entlang der jugoslawischen Adriaküste, über Tirana nach Thessaloniki und von dort über Sofia, Bukarest und Siebenbürgen zurück in die Schweiz.

Hugentobler brachte 13 Filme mit Bildern zurück, die er mit seiner Leica III gemacht hatte. Es sind faszinierende Bilder, die eine vergangene Welt zwischen

Orient und Okzident zeigen: schwer beladene Esel auf staubigen Strassen; muslimische Männer mit Fez und – muslimische und christliche – Frauen mit Kopftuch bei der Arbeit oder auf dem Markt; reges Treiben im Hafen, wo Arbeiter die Segelschiffe entladen; Bauern beim Dreschen mit einer skurril anmutenden Dampfmaschine.

Als Einführung sind den Bildern zwei Texte der Herausgeberinnen vorangestellt. Anna Pia Maissen, Stadtarchivarin von Zürich, beschreibt die Lebensgeschichte Hugentoblers sowie den Ablauf der Reise. Nada Boskovska, Professorin an der Uni Zürich, entwirft ein Bild der damaligen Lebensrealitäten auf dem Balkan. Sie verbindet dabei geschickt die historischen Ausführungen mit den Reise- und Fotomotiven Hugentoblers.

Hugentobler war nicht der einzige,

der in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts der Faszination des Balkans erlag. Auch bekanntere Schweizer Zeitgenossen bereisten Südosteuropa: 1911 machte Charles Jeanneret, später als Le Corbusier bekannt, eine Studienreise durch den Balkan. Und auch Max Frisch zog es Anfangs 30er-Jahre nach Südosten. Noch heute ist der Balkan eine faszinierende Gegend, die weit mehr bietet als Badeferien an der kroatischen Adriaküste. Die Bilder Hugentoblers ermöglichen einen ersten Kontakt mit dem immer noch fremden Balkan – fern der heutigen Klischees.

Iwan E. Hugentobler. 6000 Kilometer durch den Balkan. Herausgegeben von Nada Boskovska und Anna Pia Maissen. Limmat Verlag, Zürich 2006. 108 Seiten, 44 Franken.



Im Hafen von Thessaloniki. (Bild: pd.)

Musik

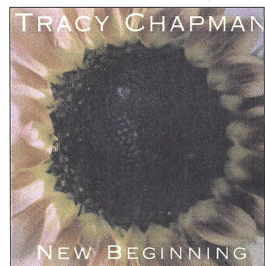
Ylva Linn Lillegren

Musik für die dunkle Jahreszeit

Wenn alle Geschenke gekauft und gebastelt und verpackt sind, wenn man den ersten richtig guten Tag auf der Piste verbracht hat, wenn man dem Neujahrstag etwas entgegengesetztes muss – dann höre man einfach eins der folgenden Alben. Wie Glühwein für die Seele wirken sie, wärmend und entspannend.

Tracy Chapman: New Beginning (1995)
Tracy Chapmans leicht rauchige Stimme hat manchmal einen kleinen Anflug

von Melancholie. Dazu klingen Gitarren, Klavierklänge, Geigen und fließende Backing Vocals. Das Ergebnis ist absolut harmonisch. Wer nicht aufpasst, wird ganz schnell im Refrain mitsingen. Wer dieses Album hört, sieht vor sich ein kitschiges Musikvideobild einer ameri-



kanischen Hochhausgrosstadt und eine Frau, die alleine durch die abendlichen Strassen wandert, Hände in die Taschen ihres Mantels gesteckt, derweil der Wind ihr die Haare aus dem sehnsüchtig blickenden Gesicht bläst. Eine, die als junges Mädchen auf dem elterlichen Bauernhof Traktor fuhr und genauso viel Bier vertrug wie ihre Brüder. Die Erinne-

rung an die weiten Kornfelder schwingt in der Musik mit, gibt ihr eine Freiheit und gleichzeitig etwas sehr tröstliches.

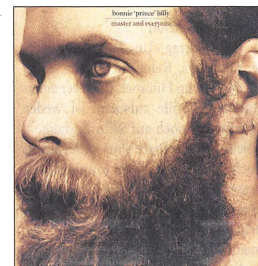
TrinityRoots: True (2003)
TrinityRoots aus Neuseeland bestand aus drei jungen Männern aus verschiedenen Maoristämmen, die am Wellingtoner Konservatorium zusammenfanden. Leider hat sich die Gruppe inzwischen aufgelöst. «SPLIT UP IN 2005», ist auf ihrer Homepage unter latest news zu lesen. Immerhin haben die drei Insulaner zwischen 1998 und 2005 grossartige Musik geschaffen. TrinityRoots beschreiben ihren Stil als eine bunte Mischung aus Einflüssen von Rock, Funk, Reggae, Soul, Jazz und Blues. «True» hiess ihr erstes Album, im 2005 folgte noch eins. Das erste Lied beamt den Hörer auf eine tropische Südseeinsel, klingt nach Regenwald und Meeresrauschen und jemanden, der mit der Gitarre am weissen Sandstrand den Sonnenuntergang beobachtet. Die Lieder sind sehr melodisch, Gitarre und Schlagzeug sind neben dem Gesang die dominierenden Instrumente. «True» wurde seinerzeit als eines der besten Alben beschrieben, die Neuseeland je hervorgebracht hat, «einzigartig und voller Seele.»

Bonnie «Prince» Billy: Master and Everyone (2003)
Als ich noch jung und schön war, sass ich einen Sommer lang für einen Maler Modell. Während die Sonne durch die staubigen Fenster schien und mir fast die Augen zufielen, hörten wir die neusten mu-



sikalischen Entdeckungen meines Künstlerfreundes. So machte ich Bekanntschaft mit Bonnie «Prince» Billy. Und obwohl mir nie das versprochene Portrait zuteil wurde, bin ich nur ein klitzekleines bisschen böse. Denn diese Musik, die war die eingeschlafenen Füsse allemal wert. Bonnie «Prince» Billy ist ein Musiker, der sich mit Namenswechseln vernügt.

Man findet seine Werke auch unter seinen richtigen Namen Will Oldham, Palace Brothers oder Palace Songs. Das Album «Master and Everyone» nahm er zusammen mit seinem Bruder Paul Oldham auf. Es ist ein sehr ruhiges Album mit folgendem Charakter. In den



Texten geht es um Liebe, Nichtliebe, um den Wunsch nach Freundschaft und Geborgenheit. Der sanfte Gesang Bonnie «Prince» Billys wird lediglich von der Gitarre und gelegentlich einer zweiten weiblichen Stimme begleitet: Marty Slayton. Wer im Winter bei Kerzenschein eine Weile träumen möchte, dem sei dieses Album wärmstens empfohlen.

DVD

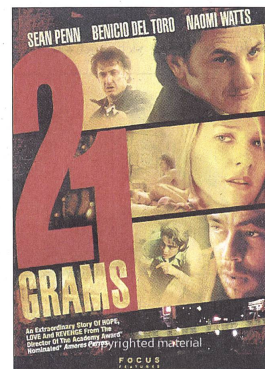
Jenny Keller

Die verflixten Zahlen im Film

Eine Zahl im Titel eines Films kann unendlich viele Geschichten erzählen. Im Folgenden geht es um das Gewicht der Seele, die Anzahl enthaltsamer Tage und das Symbol der Illuminaten.

21 Grams
21 Grams ist ein berührender Film über Schicksal, Liebe, Schuld, Vergeltung und Tod. Da ist Paul (Sean Penn), der im Krankenhaus auf ein Spenderherz wartet, mit dem Leben jedoch bereits abgeschlossen hat. Da ist Cristina (Naomi Watts), die ihren Mann und ihre zwei Töchter durch einen Autounfall verliert. Und da ist Jack (Benicio del Toro), der Ex-Sträfling, der im Gefängnis zu Gott fand und nun ein neues Leben beginnen will. Auf schicksalhafte Weise werden die Leben der drei miteinander verbunden: Zeitlicher Knotenpunkt der Erzählung ist der Autounfall,

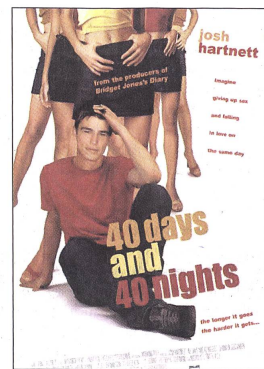
der die drei Handlungsstränge um die Hauptcharaktere verknüpft. Der Regisseur Iñárritu verzichtet auf eine chronologische Erzählweise. Einige Szenen ergeben so erst im Verlauf des Films einen



Sinn. Dies fordert den Zuschauer, die vielen Puzzleteile zu einer geschlossenen Geschichte zusammenzusetzen. Manche grossartige Einzelszenen verlieren jedoch an emotionalem Tiefgang, da sie aus dem Zusammenhang gerissen werden. Trotzdem machen nicht nur die drei brillanten Hauptdarsteller 21 Grams zu einem unvergesslichen Film. Das raffinierte Drehbuch zeigt auf subtile Weise, wie durch

kleine Zusammenhänge ganze Lebenspläne verworfen und neu aufgebaut werden müssen.

21 Grams, Regie: Alejandro González Iñárritu, USA 2003.

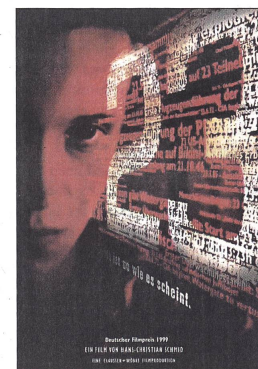


40 Days and 40 Nights
Wie ein Suchtkranker kämpft sich Matt (Josh Hartnett) gegen Ende des Films durch sein Leben. Er hat Augenringe, zittert und kann nicht mehr klar denken. Drogen sind allerdings keine im Spiel, sondern Sex. Aber von vorn: Der Webdesigner Matt leistet nach dem Ende seiner letzten Beziehung, über die er noch nicht hinweg ist, einen Keuschheits-

schwur: 40 Tage und 40 Nächte ohne Sex. Unzählige leidenschaftslose One Night Stands führen ihn zu diesem Schritt. Matts Versuch zur Enthaltensamkeit spricht sich schnell herum. Während seine Kollegen Wetten abschliessen, wie lange er durchhält (allgemeines Credo: nicht lange), setzt sich die Frauenwelt in den Kopf, ihn aus der Reserve beziehungsweise ins Bett zu locken. Richtig ins Schwitzen kommt Matt aber erst, als er sich in die hübsche Erica verliebt. Als dann auch noch seine durchtriebene Exfreundin auftaucht, ist das Chaos vorprogrammiert. 40 Days and 40 Nights ist eine seichte Hollywoodkomödie. Erwartet man nicht zuviel, hält der Film sein Versprechen auf gute Unterhaltung.
40 Days and 40 Nights, Regie: Michael Lehmann, USA 2002.

23
23 spielt in den 80er-Jahren und beruht auf wahren Begebenheiten. Der 19-jährige Hacker Karl Koch (August Diehl) ist fasziniert von der fiktiven Romanfigur Hagbard (aus der Illuminatus!-Trilogie von R. A. Wilson) und der damit einhergehenden Obsession mit der Zahl 23. Durch seinen Wissensdrang gelingt es ihm zusammen mit seinem Freund David (Fabian Busch), sich in das damals neue globale Datennetz einzuklinken. Im Glauben an die Gerechtigkeit werden die zwei bald zu Spionen für den KGB: Karl

erfindet einen Trojaner und sammelt Informationen, die später in den Osten verkauft werden. Seine Kontakte zu einem Drogendealer und der Druck des KGB, sich in ausländische Systeme ein-



zuhacken, treiben Karl immer tiefer in die Kokainsucht. Er leidet zunehmend an Wahnvorstellungen und entdeckt Zeichen, die ihn an eine weltweite Verschwörung glauben lassen. 23 stellt die dramatische Gratwanderung zwischen Politik und Hackerlust, Aberglaube und Spionage packend dar.
23, Regie: Hans-Christian Schmid, Deutschland 1998.

→ In Kürze

Die Schizo-Maus

Die Webzeitung «ETH Life» weiss immer wieder Unterhaltsames aus der wunderbaren Welt der Forschung zu berichten. Insbesondere kleine, unschuldige, putzige Mäuse spielen dabei häufig eine zentrale Rolle, sind sie doch die Versuchstiere schlechthin, wie am Symposium des ETH-Instituts für Zellbiologie mit dem Titel «Mouse Models for Human Diseases» zu erfahren war.

Die süßen Nager mussten auch herhalten, als Forschende des Labors für Verhaltensneurobiologie untersuchten, wie Schizophrenie entstehen kann. Da Infektionen während der Schwangerschaft als Grund für die Krankheit vermutet werden, wurden schwangere (wehrlöse!, armel!) Mäuse künstlich infiziert, und siehe da, es wurde eine Immunreaktion ausgelöst, die die Gehirnentwicklung der Embryonen stört und zu Verhaltensweisen führt, die auf Schizophrenie schliessen lassen. (aju.)

Der Leserbrief

«Uniturm eröffnet» von Joëlle Zimmerli, iQ Nr. 52, vom 27. Okt. 2005.

«Hallo Redaktion

zum Beitrag «Uni-Turm» von Joëlle Zimmerli: Religiöse suchen nicht die Nähe zum Himmel. Und wer einen Raum der Stille aufsucht, ist weder überfordert noch auf Selbstfindung. Solche Kommentare sind weder lustig noch interessant noch journalistisch besonders brillant. Lieber hätte ich gelesen, wer den Raum nun wirklich benützt, ob es ein Angebot gibt, gemeinsame Gebete, Meditationen usw. Joëlle Zimmerli empfehle ich zu diesem Thema jedenfalls: Stille.

Die Reportage über die Promi-Li-ze übrigens ist super!
liebe Grüsse
Charles Mori»

Der Raum wird rege von Kleingruppen zum Gebet genutzt. Gebetszeiten: Jeden Donnerstag von 13.15 bis 13.35 Uhr. (th.i.)

Der Blog

«Studentisches Radio mit beschränktem Radius» von Joel Bedetti, iQ Nr. 52, vom 27. Okt. 2005.

«iKuh

Angerechnet war der Autor mit dem klaren Ziel unser schönes Radio fertig zu machen. [...] nachdem er zähneknirschend den Wechsel von Vergangenheits- zu Gegenwartsform vollziehen muss, kann man zwischen den Zeilen auch deutlich ein bisschen Bewunderung ablesen. [...]

Was mich abschliessend noch interessieren würde, wäre das Budget vom iQ und im speziellen der Lohn des Autors. Viel kanns nicht sein bei der neidischen Empörung übers viel zu hohe Radiobudget. Wir sind ja so brutal teuer und ein Klotz am Bein vom SOseth. Klar. So ein Studio könnte ja man auch bei der Migros kaufen. M-Budget. [...]»

Die iQ-Redaktion dankt Daniel Schrengerberger für seinen Kommentar, den wir aus Platzgründen leider nur gekürzt abdrucken können. Vollständig ist der Blogbeitrag nachzulesen unter blog.npfdd.ch/2006/11/03/ikuh/

Der Blogger hat völlig recht, was den Lohn des Autors betrifft. Er arbeitet gratis. Das Budget des iQ beträgt pro Ausgabe rund 14 000 Franken für Druck und Versand. (m.d.r.)

INTERVIEW MIT NACHWUCHS-JOURNALISTIN

Wege in den Journalismus

Die 24-jährige Ethnologiestudentin Corina Bosshard gewann den «Facts»-Wettbewerb für Nachwuchsjournalisten. Nach der Abgabe eines Artikels über ägyptische Müllmänner absolvierte sie ein Praktikum auf der «Facts»-Redaktion. Was ist ihr vom Berufstraum Journalistin geblieben? Von Vanessa Georgoulas

Corina, du hast letztes Jahr den Facts-Studentenpreis gewonnen. Wie hast du das gemacht?

Da war auch ein bisschen Glück mit dabei. Ich war für meine Feldforschung ein Jahr lang in Ägypten. Beim Lizientat in Ethnologie ist es üblich, Feldforschung im Ausland zu betreiben. Und weil ich im ersten Nebenfach Islamwissenschaften studiere, wollte ich das in Ägypten machen. Im zweiten Halbjahr führte ich meine Feldforschung in Kairo durch, worüber ich dann auch den Bewerbungsartikel schrieb.

Worüber hast du geschrieben?

Ich beschäftigte mich mit den Müllsammelern in Kairo. Die leben vom Abfall, den sie in den Strassen sammeln. Diesen verwerten sie in ihren Quartieren bis zu 80 Prozent und verkaufen ihn dann weiter. Da geht sonst niemand hin.

sation Gesellschaft für bedrohte Völker in Bern und schrieb da ab und zu Artikel. Ich war auch im Vorstand des Europäischen Jugendparlaments und dort für die Vereinszeitung verantwortlich. Aber dabei bekam ich keinen richtigen Einblick in den redaktionellen Alltag.

Gefällt dir das Leben als Journalistin? Oder anders gefragt, welche Erwartungen haben sich erfüllt und welche nicht? Das ist schwierig. Ich konnte mir ja noch gar nicht so viel darunter vorstellen. Aber ich war keineswegs enttäuscht, überhaupt nicht. Ich fand es einfach spannend, auf einer so grossen Redaktion zu sehen, wie eine Zeitung entsteht. Die ganze Prozedur, die ein Artikel durchlaufen musste, bis er erschien, beeindruckte mich.

Was hat dir denn am besten gefallen?

«Ich wurde für meine Arbeit beim «Facts» sehr gut entlohnt.»

Die Araber finden den Müll eklig. Die Müllmänner sind alle Kopten, also Christen. Dort arbeitete ich fünf Monate in einem Kindergarten, um in diese Gesellschaft hineinzukommen.

Hast du damit gerechnet, zu gewinnen?

Nein, überhaupt nicht. Ich schrieb damals gerade meine Lizientatsarbeit, und meine Mutter ermutigte mich, einen Artikel für den «Facts»-Studentenpreis zu verfassen. Ich war sehr überrascht, als sie mich anriefen und sagten, ich hätte gewonnen.

Der Presi war ein Praktikum auf der Redaktion des «Facts». Wie hat es dir gefallen?

Ich war letzten Sommer von Juli bis Anfang Oktober dort und ich fand es sehr spannend.

Was haben dir die drei Monate gebracht?

Ich habe sehr viel gelernt. Schliesslich hatte ich davor noch nicht viel journalistische Erfahrung sammeln können. Ich arbeitete bei der Menschenrechtsorgani-

Die Leute waren super. Ich arbeitete im Ressort Wissen und kurz auch im Ressort Ausland. Ich dachte eigentlich, dass ich wegen meines Ethnologiestudiums hauptsächlich im Ressort Ausland arbeiten würde, aber ich merkte, dass ich im Ressort Wissen mehr Texte schreiben konnte. Das Schönste daran war, dass ich spannende Leute um mich hatte. Ich war frei in meiner Themenwahl und konnte machen, was mich interessierte. Ich hätte

Studienabschluss wieder als Journalistin zu arbeiten?

Klar, wenn auch nicht unbedingt in der Schweiz. Mein Traum wäre es, im Ausland für eine Entwicklungsorganisation oder das Rote Kreuz zu arbeiten. Am liebsten würde ich diese beiden Jobs miteinander verbinden und als freie Journalistin über Themen schreiben, mit denen ich mich auch während meiner Arbeit auseinandersetze.

«Das «Witwenschütteln» hat mich vom Schreibtisch weggebracht.»

nicht gedacht, dass ich so viel schreiben dürfte. Ich machte eigentlich das Gleiche wie die anderen Redaktoren auch, schlug Themen vor, interviewte Leute und schrieb auch längere Artikel.

Wie sah dein Lohn aus?

Der Praktikumslohn betrug 2500 Franken im Monat, was ich sehr viel fand. Dazu bekam ich für die Artikel auch etwa 500 Franken pro publizierter Seite. Ich wurde sehr gut für meine Arbeit entlohnt.

Könntest du dir vorstellen, nach deinem

Hast du auch eine Traumredaktion, bei der du gerne arbeiten würdest?

Das «Geo» und das «National Geographic» sind super Magazine. Aber um da vielleicht einmal hinzukommen, werde ich noch einiges an Erfahrung sammeln müssen.

Welche Geschichte hat dir denn am besten gefallen?

Ich machte eine Geschichte über Satellitenjäger. Das sind Leute, die Satelliten orten und anfunken und über diese kommunizieren. Das war ein neues Gebiet für mich, und ich habe viel gelernt. Dabei bin ich viel rungekommen und habe mit den verschiedensten Leuten, Satellitenfreaks, gesprochen, was ich sehr spannend fand. Im Gegensatz dazu arbeitete ich während der Raucher Geschichte vor allem an meinem Schreibtisch. Mein Ressortleiter sagte mir, die Story sei gut, aber brauche aber noch etwas «human touch». Das heisst soviel wie: «Wir brauchen noch irgendjemanden, der krank ist». Und da musste ich mit einer Frau reden, die nicht raucht, aber trotzdem eine Raucherlung hat. Branchenintern nennt man das «Witwenschütteln», wobei man sich irgendwo zwischen Sensationsgierigkeit und Mitleid bewegt. Auch eine neue Erfahrung.

Nun wird der «Facts»-Studentenpreis zum zweiten Mal vergeben. Was gibst du deiner Nachfolgerin mit auf den Weg?

Schwierig. Das Wichtigste ist wohl, ein breites Interesse mitzubringen und den Mut zu haben, auch über Themen zu schreiben, die einem noch ziemlich fremd sind. Aber in erster Linie kann sie oder er sich unheimlich auf die Zeit in der Redaktion freuen.



Corina Bosshard hat das «Facts»-Team überzeugt. (Bild: Vanessa Georgoulas)

→ Tagebuch

**Fritz bleibt realistisch**

Als Fritz erfuhr, dass dies das letzte iQ sein würde, wollte er eine würdige letzte Kolumne schreiben. Ein Knüller musste her! Ein Knaller! Mit Enthüllungen und Indiskretionen!

Es lag nahe, dass Fritz übers Fritz Schreiben schreiben musste. Er musste in sich gehen, seine im iQ offenbaren Leiden und Freuden ausloten.

Es wurde ihm rasch klar, dass er dieser Aufgabe nicht gewachsen war. Deshalb entschied er sich, das Gerücht in die Welt zu setzen, dass er nur eine tippende Puppe sei, ein von der Verdauung

der Redaktion abhängiges Maneken, ja, dass es ihn gar nicht wirklich gebe! Dies hätte eigentlich für einen handfesten Skandal ausreichen müssen, doch Fritz blieb realistisch. Er wusste, dass sich kein Schwein dafür interessieren würde.

Dann kam die zündende Idee: einen Skandal über die Arbeitsbedingungen beim iQ anzetteln! Er sah die Schlagzeilen vor sich: «Kolumnist verliert unbezahlten Job!» Das hätte natürlich noch sauber ausgetextet werden müssen, aber als Arbeitstitel war es inspirierend. Doch Fritz blieb realistisch. Nicht nur hätte sich kein Schwein dafür interessiert. Er wollte seine Arbeitgeberin auch nicht in die Pfanne hauen. Schliesslich hatte Fritz nie einen Rappen dafür bezahlt, um seinen Senf in einer Auflage von über 30 000 abzudrucken.

Fritz war sowieso unfähig, etwas gekannt Skandalöses zu schreiben, denn er war im Grunde ein Bünzli wie alle anderen, die sich ebenfalls nicht dafür hielten. Immerhin brachte dies ihn auf den rettenden Gedanken. Er würde über genau diese Aporie schreiben (er könnte auch «Ausweglosigkeit» schreiben). Die Einsicht eines Bünzlis in die eigene Unfähigkeit. Etwas Tiefsinniges, worin sich alle

sehen, und was schlecht ist fürs Selbstwertgefühl. Doch Fritz blieb realistisch. Nicht nur hätten sich noch weniger



Schweine dafür interessiert als für die anderen Themen. Als Bünzli wie alle anderen, die sich nur in seltenen Offenbarungen als solche erkannten, war er nun mal nicht in der Lage, über tiefe Themen zu schreiben.

Das Notizbuch! Direkt neben dem Laptop! Fritz war gerettet! Jetzt konnte er die über Jahre notierten Probleme unserer Zivilisation beim Namen nennen. Er wollte anprangern, dass Marken Leute nicht bezahlen, die ihren Namen aussprechen und somit Werbung für sie betreiben. Er konnte nachdenken über Menschen, die sich auch ausserhalb von

Preissystemen ständig überlegen, was etwas wohl gekostet hätte. Er musste festhalten, dass die Entfettschisierung von Tonträgern, welche zum heutigen Downloadverhalten geführt hat, spätestens mit der kleinformigen CD und MC begonnen hat. Dass überhaupt die CD der letzte physische Tonträger aller Zeiten ist. Doch Fritz blieb einmal mehr realistisch. Damit Schweine sich dafür interessiert hätten, hätte er Marktdaten präsentieren müssen, harte Währung im zynischen Konsumsystem. Dies blieb ihm natürlich verwehrt (worüber er auch hätte schreiben können, doch als fauler und obendrein pragmatischer Zyniker liess er die Idee lieber gleich fallen).

Schliesslich entschloss er sich, übers Fritz Schreiben zu schreiben. Manchmal, dachte er, sollte man alles geistige Gepäck in einer Flasche Wein auflösen und zur Ausgangsidee zurückkehren. Nicht weil die Ausgangsidee die beste ist oder – in diesem Fall – besonders originell, sondern um ein paar Schritte zurückzutreten und sich daran zu ergötzen, dass sich plötzlich die ganze Arbeit ebenfalls in dieser Flasche Wein aufgelöst hat.